Politiſche und unpolitiſche

Fahrten und Abenteuer.

Von

K. Heinzen.

Zweiter Band:

Neuere Fahrten oder Politiſche Romantik.

Mannheim.
Bei Heinrich Hoff.
1846.
Selbſtverlag des Verfaſſers.

Inhalt.

Seite.

I. Feldzug gegen einen teutſchen Kaiſerprätendenten 297

II. Eine Winterfahrt von Brüſſel nach der Schweiz 323

III. Ausflug von Zürich nach dem Wallenſee. Ein * ſcher Geheimrath und die Schweizer . . 397

IV. Der polniſche Hannibal, am Waſſerfall bei Schaffhauſen 437

V. Lord Waterford auf dem Kölniſchen Karneval 472

VI. Die Anadyomene des Bodenſee's 492

I.

Feldzug gegen einen teutschen Kaiserprätendenten.

Der Kelch der politischen Romantik wurde mir zuerst dargeboten, als meine spröde Natur sich, aus Furcht vor übertriebenen Zärtlichkeiten der preußischen Justiz und Polizei, auf belgischem Gebiet von Köln aus in Sicherheit brachte. Ich habe diese Sicherheitsreise in dem Kapitel „Politische Romantik" beschrieben, welches man, wenn man sich für diese Art Reiseliteratur interessirt, in der bei Leske zu Darmstadt erschienenen Schrift „Mehr als zwanzig Bogen" nachlesen kann. Der hier folgenden Reihe von Reiseskizzen hätte ich das erste Bild, welchem sie sich anschließen, gern in etwas anderer Gestalt voraufgehen lassen, um die zusammengehörenden Theile unter Eine Ueber-

ſicht zu bringen; leider aber gehört daſſelbe zu den Erſcheinungen, welche in Teutſchland von Polizei wegen nicht zum zweiten Mal auftauchen dürfen. Man hat auch dieß harmloſe Buch verboten und den Beweis geliefert, daß man in unſerm romantiſchen Vaterland nicht einmal mehr ungeſtraft romantiſch ſein dürfe, wenn man ſeine Romantik nicht aus dem offiziellen Vorrath bezieht. Ja, man hat ſogar behauptet, jene Schrift — ſie wurde in Zeit von vier Wochen und in unverbitterter Laune komponirt — gehöre zu den böswillig angelegten Sprengern, ſie „wolle den Umſturz und athme inſonderheit giftigen Haß und Hohn gegen die teutſchen Regierungen, namentlich gegen die Königl. Preußiſche.“ Ich ſchwöre bei meiner Loyalität, daß ich an die „teutſchen Regierungen“ damals gar nicht gedacht habe, da meine Gedanken ſich faſt einzig mit der „preußiſchen“ beſchäftigten. Gegen die letztere aber „Haß und Hohn zu athmen“, wie ſollte meine unſchuldige Lunge dazu gekommen ſein? Ging ich doch bei der Herausgabe jener „Mehr als zwanzig Bogen“ nur von der Unterſtellung aus, ich werde beim Erſcheinen derſelben mit der Fortſetzung meiner romantiſchen Studien in den Kaſematten zu Weſel oder Ehren-

breitſtein beſchäftigt ſein. Und wie ſollte ich mich der Gefahr ausſetzen wollen, noch als Gefangener meiner angeſtammten Regierung des „Haß- und Hohn-Athmens" gegen dieſelbe beſchuldigt zu werden? Vollends aber des „giftigen Athmens"! Will man die Schriftſteller etwa gar zu den Lindwürmern und Klapperſchlangen klaſſifiziren? Die Thiere, welche von den Klapperſchlangen angeathmet werden, vermögen nicht mehr von der Stelle zu gehen. Iſt es vielleicht dieſe Erſcheinung, welche uns auf das tertium comparationis führen muß, da gewiſſe Leute ebenfalls nicht von der Stelle rücken, es ſei denn nach Hinten? O hätten wir gewußt, daß euch unſer Athem feſſelte, wir würden ihn gern eingehalten haben. Aber ließet ihr uns nicht lieber erſticken, als zum freien Athmen gelangen? So iſt es denn ſehr natürlich, daß der verhaltene Athem ſich mit einigem Stickſtoff ſchwängert und die Klapperſchlangen ſich zu mehren beginnen. Wenn ſich ihnen erſt das hals- und rippenbrechende Geſchlecht der boa constrictor zugeſellt, dann iſt ſelbſt kein Büffel und kein Tiger, geſchweige denn ein Hund und ein Haſe mehr des Lebens ſicher.

Doch was hilft es, mich gegen die Beſchuldigungen des Verbotdekrets zu vertheidigen? Genug, ich werde auf den Introitus meiner romantiſchen Fahrten verzichten müſſen, denn man wird, ehe man eine günſtigere Meinung von mir auffaßt, erſt thatſächliche Beſſerungsproben ſehen wollen; man wird ſich nicht kümmern um die ſchriftſtelleriſche Verlegenheit, wie die entſtandene Lücke angemeſſen auszufüllen, und der Leſer durch etwas Romantiſches zu entſchädigen ſei. Aber „Gott verläßt einen guten Deutſchen nicht.“ Er, grade er, hat mir die Gelegenheit zugeführt, meine Illoyalität durch eine glänzende That, durch den Krieg gegen einen teutſchen Kaiſerprätendenten gut zu machen, gegen einen Mann, der mit nichts Geringerem umgegangen iſt, als mit dem Plan, ſämmtliche „deutſche Regierungen und namentlich die Königl. preußiſche“ über den Haufen zu werfen. Durch die Bravour, welche ich gegen dieſen gefährlichen Mann bewieſen habe, gelange ich alſo zu einem Verdienſt um die Polizei und zugleich zu dem Glück, die Geſchichte einer romantiſchen Flucht durch die Geſchichte eines romantiſchen Kriegs zu erſetzen. Hoffentlich wird ſich mit dieſem Erſatz der Leſer eben ſo

zufrieden ſtellen laſſen, wie mit meinem Verdienſt die Polizei.

Ich beſinge nicht mit Virgil arma virumque, ich beſinge virum armaque, denn wir haben es mit einem Mann von einem Kaliber zu thun, welchem kein Waffen-Kaliber vorangeſtellt werden kann. Ihr kennt ihn nicht? Der Name, den er vor ſeiner Krönung trägt, heißt A. A. L. Follen. Unglückliches Teutſchland, wie wäre es dir ergangen, wenn dieſer Mann auf dir gelaſtet hätte! Kein Thron wäre ſtark genug geweſen, A. A. L. Follen zu tragen, er hätte das ganze teutſche Vaterland platt geſeſſen und durch dieſe neue Abplattung der Erdkugel den Nordpol in unſre geſegneten Fluren gelockt. Glückliche Fügung des Schickſals, daß er ſich in der Schweiz niedergelaſſen, denn nur das granitene Land der Alpen war im Stande, dem Druck eines ſolchen sacrum os zu widerſtehen. Und an dieſen Mann, ihr Teutſchen, habe ich mich gewagt, an dieſem Goliath bin ich zum David geworden, und ihr zürnt mir noch?

Doch bei der hier und da einreißenden Gleichgültigkeit gegen romantiſche Dinge und Perſonen iſt die frühere Geſchichte unſeres Helden nicht

überall bekannt geworden. Ich muß ſie daher in der Kürze erzählen. A. A. L. Follen war auf Univerſitäten ein Chef jener Truppengattung, die man Burſchenſchäftler oder „Vaterlandsſöhne“ nennt. In dieſer Stellung wurde er in Anbetracht ſeiner Verdienſte um die Turnpoeſie und ſeiner romantiſchen Poſitur von ſeinen akademiſchen Reiſigen zum deutſchen Kaiſer deſignirt. Seine gekrönten Konkurrenten kamen aber hinter die Gefahr, die ihnen drohte, und trieben mit Hülfe jener fliegenden Koſaken, die man Steckbriefe nennt, den ſchwarz-roth-goldnen Prätendenten aus dem Lande hinaus. Darauf verlegte er die Werkſtätte, worin er ſeine gefährlichen Plane ſchmiedete, nach Zürich, wo einſt ſein berühmter Vorgänger, Karl der Große, ſo gern geweilt haben ſoll. Obſchon er unterdeß „Republikaner“ und Bürger einer Republik geworden war, hielt er doch ſeine gerechten Anſprüche als Nachfolger des großen Karl mit jener Konſequenz, die man an bedeutenden Männern niemals vermißt, fortwährend feſt und pflanzte die Erinnerung daran in allerlei Abzeichen und Emblemen aus Geſchichte und Naturgeſchichte auf das Nachhaltigſte fort, ſo daß man noch jetzt ſogar aus der Windfahne

ſeines Hauſes, des „Federheldenſitzes", über einem fliegenden Eſel, welcher ſeinen Pegaſus vorſtellt, eine vergoldete Kaiſerkrone hervorragen ſieht. Außer dieſen Großthaten hat das romantiſche Genie des Kaiſers leider nichts von ſich ausgehen laſſen, als Maßmannſche Burſchenlieder voll turneriſchen Thatendrangs, einen Nibelungſchen Ueberſetzungsverſuch, Hymnen an die Jungfrau Maria und ähnliche Antiquitäten. Wenn er auch als kaiſerliche Tradition keiner weiteren Garantien ſeines Nachruhms bedurfte, ſo hätte er doch die Gnade haben ſollen, ſein Volk mit reichlicheren Proben ſeines Genie's zu beglücken. Er beſchloß aber in ſeiner Weisheit, zu ſchweigen. Da geſchah es, daß ſich in Zürich zwei anſtößige Perſonen niederließen, welche den Anſchauungen und der Miſſion Sr. Majeſtät nicht zuſagen konnten, nämlich der Antichriſt A. Ruge und der gottloſe K. P. Heinzen. Der Erſtere hatte die Frechheit, unter den Augen des Kaiſers ein irreligiöſes Buch herauszugeben, und der Letztere war im Begriff, Briefe über Atheismus in die Welt zu ſchicken. Das verdroß das Gemüth des Kaiſers ſo ſehr, daß er von „tiefer Indignation" ergriffen wurde und den Gottloſen die Ruthe ſeines Zornes zudachte. Er ließ daher ſechs Sonette drucken

unter dem Titel: „An die gottloſen Nichts-Wütheriche. Fliegendes Blatt von einem Verſchollenen.“ Von einem „Verſchollenen“! Dieſe beſcheidene Maske hatte er nur gewählt, um einſtweilen als Wohlthäter der Menſchheit unbekannt zu bleiben; doch das Genie des Kraftvollen leuchtete zu kenntlich aus ſeinen Verſen hervor, als daß man über den Verfaſſer lang in Ungewißheit hätte bleiben können.

Als „Motive“ war den Sonetten u. A. vorgedruckt: „Zwei Jahre in Paris, von A. Ruge,“ und die noch nicht einmal erſchienenen atheiſtiſchen Briefe des zweiten Gottloſen entgingen jenem Schickſal nur auf beſondere Verwendung eines Gönners deſſelben. Man hat in Zürich behaupten wollen, der Zweck der Sonette mit ihren „Motiven“ ſei dahin gegangen, jene gefährlichen Menſchen bei der Polizei anrüchig zu machen und mit dem Zauberſtab der Poeſie einen ſanften Anſtoß zu ihrer Wegweiſung zu geben, da man in der Schweiz große Angſt vor den „Atheiſten“ hat; doch eine ſo niedere Auffaſſung zeugt von totaler Unfähigkeit, die Motive eines romantiſchen und kaiſerlichen Gemüths zu ergründen und zu begreifen. Wer das Maß großer Menſchen nicht in ſich findet,

bleibe von ihrer Beurtheilung fern. Se. Majeſtät wurde einzig und allein von ihrer „tiefen Ignation“ über das Treiben der Menſchheitsfeinde und von den Gefühlen geleitet, welche Ihr das ſo vielfach bewährte „Herz für das Volk“ eingab. Wie hätte Sie ſonſt z. B. zu der weitblickenden „Warnung“ gelangen können, daß das Volk, wenn man ihm den Glauben an das Jenſeits nehme, nur „flott leben“ und „mit ſeinen Kindern die Schweine füttern werde“?

Als Geſchichtſchreiber muß man vor allen Dingen gerecht ſein. Ich darf daher auch nicht unterlaſſen, der vorſtehenden Apologie das abweichende Urtheil folgen zu laſſen, welches genaue Bekannte Sr. Maj. über Herrn A. A. L. Follen fällen. Sie ſagen: Der Mann will ein Chorage der Poeten ſein und er hat in Verſen ſo wenig, wie in Proſa, etwas Anderes produzirt, als Abgeſchmacktheiten; er will die Philoſophen meiſtern und hat nicht eine philoſophiſche Faſer am Leibe; er will liberal ſein und iſt ein Reaktionär in folio; er trieft von lauter „Liebe“ und iſt die Liebloſigkeit in Perſon; er geberdet ſich, als müſſe er allen „Egoismus“ der Welt ausrotten, und er fände in dieſem Werk nirgendwo ſo viel zu thun, wie

bei ſich ſelbſt; er bekämpft die „Atheiſten“, weil ſie die Menſchen zum „flotten Leben“ à la „Heine“ verführen, und Niemand verſteht ſich auf das flotte Leben beſſer, als er; er iſt ſehr empfindlich gegen das Laſter der Grobheit und die Grobheit iſt das Einzige, worin er es zur Virtuoſität gebracht hat; er mögte aller Welt imponiren als ein mit Anmaßung gehörnter Held Siegfried, und der Poltron beſitzt juſt ſo viel Muth, wie ſein Shakespeare'ſcher Bruder, von dem unten die Rede ſein wird, — kurz, Herr A. A. L. Follen zu Zürich hat die Prätenſion von Allem und das Verdienſt von gar nichts. Und, um nochmals auf den Poeten zu kommen, er verdiente von vier Pegaſus' geviertheilt zu werden.

Dies Urtheil über eine ſo hohe Perſon iſt ſehr kühn; da es ſich aber mit Macht geltend machte, konnten die angegriffenen „Nichtswütheriche“ nicht umhin, ihm zu glauben, und ſie entſchloſſen ſich daher, in einem Epigrammencyklus, den ſie „Blätter zu dem Lorbeerkranz eines Verſchollenen“ nannten, dem ungeſtümen Angreifer zu antworten. Sie bedachten dabei, daß ihr Gegner ſich als ein ganz typiſcher Vertreter jener konfuſen und reaktionären romantiſchen Partei charakteriſire, die in

Staat, Kirche und Literatur noch immer eine ſo bedeutende Rolle ſpielt und die zu bekämpfen und bloßzuſtellen man keine Gelegenheit vorbeigehen laſſen dürfe. Ich hatte bei dieſem Kampf nun noch das beſondere Motiv der loyalen Demonſtration, wovon im Eingang dieſer Geſchichte die Rede geweſen iſt. Um mein Verdienſt gehörig an's Licht zu ſtellen, theile ich einige von den Antworten mit, welche ich den Angriffen des Prätendenten entgegenſetzte. Wenn meine Verſe nicht glatt und gemeſſen genug ſind, ſo ſchreibe man das nur der Abſicht zu, die Sache ſcheinbar en bagatelle zu behandeln, um nicht durch zu ängſtliche Achtſamkeit oder den Anſchein poetiſcher Rivalität den Muth des gefährlichen Gegners zu neuen Angriffen zu provoziren.

„Motive."

Was durch die zweiten oder dritten Hände
Er aus Privatgeſprächen hat erhaſcht,
Das hat er jetzt, als ob's in Büchern ſtände,
In ſeinen Trödelkram hineingepaſcht.
Er will uns zeigen, daß der Gottgeweihte
An der „Allwiſſenheit" betheiligt ſei!
Wie Alles, hat das Ding noch eine Seite:
„Gott" iſt allwiſſend und die Polizei.

Sub hoc signo vinces.

„Sah man profan' und fromme „Kalberſchwänze" u. ſ. w.
Der „Verſchollene".

Du Glaubensſtreiter mit dem „Kalberſchwanze"!
Dient der als Kampfſignal dir oder Lanze?
Die frommen Streiter wählten einſt als Zeichen
Das Kreuz, ſich dem Gekreuzigten zu weih'n;
Soll deinem Zeichen dein Verehrter gleichen,
So kann dein Herrgott nur ein Apis ſein.

Mittel der Bekehrung.

Ein Mittel gibt es nur, uns zu bekehren:
Du mußt uns unſer Unrecht erſt beweiſen!
Vermagſt du's nicht, ſo laſſe dich belehren:
Nur Tröpfe glauben, weil man ſie's geheißen.

Die alten Burſchenſchäftler.

Was ſchwarz-roth-golden, folgt derſelben Werbung,
Trotz ganzen Ladungen „Freiſinnigkeit",
Und wenn ihr irgendwo verſchieden ſeid,
So ſteckt ja doch der ganze Unterſcheid
Im Mehr und Minder nur der ſchwarzen Färbung.
Ob Einer Görres, Menzel oder Follen heißt:
Der Polizeigeiſt treibt ihn und der Pfaffengeiſt.

Wem ſind die Poeten alliirt?

Du mögteſt gern zudringlich protektirlich
Alliirte werben unter den Poeten.
Du rechneſt falſch, du biſt nicht ſo verführlich,
(Das zeiget ja Freund Herwegh dir figürlich,)
Für unſrer Neuzeit wahre Muſageten.
Wer ſie mit freiem Blick hat hangen ſeh'n
Im Weltenbau des Geiſtes hehre Ampel,
Der folgt der Zeit auf ihre lichten Höh'n,
Nicht deinem maſtodontiſchen Getrampel
In den verworr'nen Urwald der Romantik,
Wo Finſterniß das Aug' umſtarret wanddick.

Entwickelung.

Die in der alten Zeit Verfolgte waren,
Sie dienen als Verfolger jetzt der Menge.
Sie prahlten mit dem kühnen Blick des „Aaren"
Und haben nichts vom Adler, als die — Fänge.

Das „Prokruſtesbette" der „Nichts-wüthriche."

Zu groß iſt Keiner drin, jedoch wer gar zu klein,
Den wirft man, wie du ſiehſt, bloß drunter, nicht hinein.

Das Privatbedürfniß.

Ein Ohnegott? Ihr Herrn, da denk' ich weiser;
Ihr drohtet meiner Zukunft großen Schaden:
Wie könnt' ich ohne „Gott" „von Gottes Gnaden,"
Wie könnt' ich werden, werden — teutſcher Kaiſer?

Ganze Geiſtesfreiheit oder — Polizeigeiſt.

Der Glaub' iſt frei, Vernunft iſt ſein Gericht,
Gedanken ſind des Geiſtes heil'ge Thaten;
Nur Zweierlei, ein Drittes gibt es nicht:
Die Freiheit laſſen oder ſie — verrathen!

Berufung auf frühere Reſtaurationen.

Seht! Der treue Stallknecht bild't ſich was
Auf die Macht des Miſtes ein,
Weil es leichter iſt, ein Augias,
Als ein Herkules zu ſein.

Erfüllte Hoffnung.

Du willſt ein erſt und zweites Leben haben?
Erfüllt iſt längſt ſchon dein Begehr:
Du biſt ſchon vor Dezennien begraben
Und ſpukeſt doch noch jetzt umher.

Egoismus.

Du willſt uns Egoiſten nennen?
Die ſind die wahren Egoiſten,
Die, wo ſie nichts begreifen können,
Sich mit dem Trotz der Dummheit brüſten.

Nihilismus, Nichtswütheriche u. ſ. w.

Wir haben uns rein auf das Nichts geſtellt,
Uns macht nur das Nichts Plaiſir:
Wir nehmen beſcheiden die ganze Welt —
Das Uebrige gönnen wir dir.

Rettung.

„Auf, Vaterlandsſöhne, traute Genoſſen,"
Die Fahne gehoben, die Phalanx geſchloſſen,
Gehau'n und gehängt, gewürgt und geſchoſſen!
Wenn wir ihn nicht retten, ſo iſt er verloren,
Der Gott und der Gott und der Gott und der Gott;
Der gottloſe Hannibal ſteht vor den Thoren
Und hat ihm den Untergang frevelnd geſchworen
Dem Gott und dem Gott und dem Gott und dem
Gott!
„Wer iſt denn der Gott und was iſt ſein Gebot?"
Das kümmert uns nicht, genug er hat Noth,

Und wir müſſen ihn retten, wie man uns gelehret,
Wie König und Polizei es begehret,
Den Gott und den Gott und den Gott und den Gott.
Wenn wir ihn nicht retten, ſo muß er ja ſelber
Sich wehren gegen die „Schwänze der Kälber“ —
Und ach! mit Donner und Stürmen und Blitzen
Wie ſoll er ſich bergen, wie ſoll er ſich ſchützen?
Er bringt es nicht fertig, man macht ihn zum Spott,
Steh'n wir ihm nicht bei, dem allmächtigen Gott!
Drum Vaterlandsſöhne, traute Genoſſen,
Zu Fuß und zu Pferd, von ferne und nah,
Die Waffen geſchliffen, die Phalanx geſchloſſen,
Und hinter uns — plebs „sympathetica!“

Was haben unſre Epigramme genützt? Sie haben zwar von der einen Seite das Züricher Publikum, das uns zunächſt zu beurtheilen hatte, im Allgemeinen auf unſre Seite gebracht, dafür aber die Gefahr von der andern Seite bedeutend für uns vergrößert. Unſern Beleidigungen der „tiefen Indignation“ nämlich hatten wir jetzt noch eine Beleidigung der hohen Majeſtät hinzugefügt, und daß nichts unnachſichtlicher beſtraft wird, als ein ſolches Verbrechen, braucht man teutſchen Leſern nicht erſt zu ſagen. Das Gericht

ließ denn auch nicht lang auf ſich warten. Es erſchien plötzlich bei Orell, Füßli u. Comp. in Zürich: „Fliegendes Blatt von Einem Verſchollenen. Zweite, auf's Vierfache vermehrte Ausgabe.“ Unter den Donnerkeilen, wovon dieß Bündel zuſammengeſchmiedet iſt, befindet ſich u. A. folgender:

„An Karl Heinzen.“

„Geklopft hat Er die „Preuß'ſchen Bürokraten“
Mit derbem, doch geſundem Kölner-Witz;
In dieſer ſchlechten Luft war Er ein Blitz —
Warum genügt Ihm nicht an ſolchen Thaten?

Mann von dem Leder, außer ſich gerathen,
Was drängt Er nach der Feder-Helden Sitz?
Nie billt ſich ja zur Nachtigall der Spitz,
Der „grobe Keil“ wird nie doch zum Dukaten.

Mein braver Heinz, bleib' Er bei ſeinem Kuns!
Verwechsl' Er ſich mit Cajus Grachus nie,
Obgleich der beſte Büttel des Tribuns.

Bleib', bon sabreur! bei'm Bengel der Standarten!
Er iſt ja nicht geboren für's Genie
Und ſeinen Kopf verwirr'n die Plän' und Karten!“

„Er," „Er," „Er!" Es iſt bitter, es iſt die bitterſte Hefe der Ungnade, von einem Kaiſerlichen Herrn ſo unteroffiziermäßig angeredet und nicht einmal des „vertraulichen Du" gewürdigt zu werden. Es mogte zwar eine verdiente Strafe ſein für mein Attentat auf den „Federheldenſitz," aber welcher Menſch iſt ſo wenig Egoiſt, daß er ſeiner eignen Beſtrafung applaudirte! Doch was ſoll ich nun beginnen, um mein ſo mühſam errungenes, loyales Verdienſt mir nicht wieder entgehen zu laſſen? Direkt vergreifen darf ich mich doch an einer für einen Thron beſtimmten Perſon nicht; auch habe ich Höchſtdieſelbe in der Züricher Zeitung ſchon früher einen Poltron nennen müſſen und keine Antwort darauf erhalten, die mich noch weiter in dieſer Richtung ermuthigen könnte. Es bleibt mir alſo wieder nichts Andres übrig, als das Verſemachen, wobei mir die alte Moral vorſchwebt:

„Perſönlich Streit iſt ſchlechter Streit,
Doch wer nicht Ruh' hat, den ſchlag' breit."

Ich füge dem Follen'ſchen Sonett noch fünf hinzu, ſo daß abermals ein halbes Dutzend zuſammenkommt, und habe mir vom Shakespeare folgendes Motto dazu geliehen:

„Heinz, wenn du mich in der Schlacht am Boden ſiehſt, ſo komm' und ſtelle dich ſchrittlings über mich, ſo: — es iſt eine Freundespflicht."

Falſtaff in „König Heinrich der Vierte."

An A. A. L. Follenius,
Genie und Kaiſer in partibus.

I.

O Didaskalia *), ſo gut und edel,
Die du durch Diefenbach'ſche Kur geſchaffen
Ein Kraftgenie aus einem Kaiſeraffen,
Hab' doch Erbarmen auch mit meinem Schädel!

Wohl gibt es für den Schwung von deinem Wedel
Bei mir kein klingendes douçeur zu raffen,
Doch könnt' ich ja bei Weibern und bei Laffen
Rekommandiren deinen Geiſtesklödel.

*) In der berühmten Didaskalia hatte ein guter Freund für Herrn F. lebhaft Partei ergriffen und ihn ſeinen Gegnern zum Trotz „genial" genannt. Daher ſeine Berechtigung, als Taxator des „Genie's" aufzutreten.

Zwar zeigt dir dieſer Reim, daß mir das Reimen
Verſagt, doch fühl' ich „Großes" in mir keimen:
Grobheit hab' ich gelernt an „groben Klötzen,"
Als Ich-Herr hab' ich auch Talent zum Götzen,
Und fehlt mir die Gemeinheit der Geſinnung,
So ſchlag' ich mich zu der romant'ſchen Innung.

II.

Grauſamer Mann, ich hatte frech geglaubt,
Daß ich, wie du, zu den Genie's zu zählen;
Ach! welcher Titel bleibt mir noch zu wählen,
Seit dein Genie den Dünkel mir geraubt?

Ich Tropf! Hätt' ich, in partibus das Haupt
Gekrönt, als fauler Wenzel mich vermählen
Den Göttern laſſen und, ſtatt mich zu quälen,
Mich mit dem Lorbeer vor der That umlaubt!

O hätt' ich feiſt mich auf dem Lotterbette
Wie du geſtreckt und ſchmierte Schimpfſonette!
— Nichts wollen und nichts können auf der Erden,

Als Tagdieb ſein und Geiſtespoliziſt
Und Narr dazu — beim Herkules, das iſt
Das wahre Mittel, ein „Genie" zu werden!

III.

Mein alter Jung', ich kann mir's lebhaft denken,
Wie es dein kaiſerliches Herz muß kränken,
Daß, die beſtimmt, vor deines Thrones Bänken
Als Unterthanen ihren Blick zu ſenken,

Dich jetzt zum Hampelmann in Schrift und Schenken
Straflos gemacht mit frevlem Spott und Schwänken.
Wenn auf dein Haupt doch „Gottes Gnaden" ſänken!
Du ließeſt ſie natürlich hau'n und henken.

Wenn doch die Kron' aus deines Irrenhauſes
Windfahn' herabſänk' auf dein Haar, dein krauſes!
Wie würdeſt du ſie züchtigen die Drachen!

Jetzt kannſt du Genialiſcher nur machen
Statt „Ordres" aus „geheimem Kabinete"
In das geheime Kabinet — Sonette!

IV.

Wär' ich doch Einer von den Genialen!
Wenn ich, zum Beiſpiel, ſo ein Shakespeare wäre!
Den Stolz von Zürich und Germaniens Ehre
Wollt' ich mit genialem Pinſel malen.

Der Gottesfreund, der Schreck der Radikalen,
Sir John, der neue Fallſtaff iſt's, der Schwere,
Den ich auflüde der beſchwingten Mähre,
Um mit der hochpoet'ſchen Laſt zu prahlen.

Beneidet von den Dichtern ließ' ich reiten
„Hei!" durch das Land zur Schau Fallſtaff den Zweiten,
Falſtaff den Zweiten mit dem heißen Blute,

Falſtaff den Zweiten mit dem Löwenmuthe,
Fallſtaff, den würd'gen Rhadamanth der Geiſter,
Fallſtaff den Zweiten — L. Follenius heißt er!

V.

Du ſagſt, „dein Vater*) pflegte ſtets zu weinen,
So man im Shakespeare las die großen Sachen."
Der Gute! Soll ich dir ein „Licht erfachen,"
Was er im Stillen dachte mit den Seinen?

---

*) Sein Vater war, wie er berichtet, ebenfalls ein „Atheiſt," aber von einer andern Sorte, ein „geborener," „ein Atheiſt von Gottes Gnaden!" Schrecklich!

Der Aermſte mogte wohl ſchon damals meinen,
Daß man noch einſtens ſeiner werde lachen,
Weil er den „großen“ Fallſtaff thäte machen
Und ihn nicht gab zum Dejeuner „den Schweinen.“

„Die Menſchheit iſt Ein Menſch!“ Du umgedrehter
Genialer Jaſon, dich durchſchaut Karl Peter:
Die Menſchheit ſoll für dich ſein reſponſabel,

Den Bärenhäuter laden gar, den dicken,
Großmüthig auf den allgemeinen Rücken?
Nein, Freund, die Menſchheit iſt zu reſpektabel!

Jetzt, lieber Leſer, wollen wir uns „ſchrittlings über ihn ſtellen; es iſt eine Freundespflicht.“ Er aber wird mich jetzt für ein „Genie“ erklären, denn — ich habe Sonette gemacht.

Dieß iſt die „Anabaſis,“ die kurze Geſchichte eines Feldzugs gegen einen Prätendenten, vor welchem meine Landsleute jetzt hoffentlich eben ſo ſicher ſein werden, wie die „deutſchen Regierungen.“ Sie an dieſem Ort noch länger über ihn zu unterhalten, muß ich mir verſagen. Ohne Zweifel wird er aber noch anderwärts auftreten können, denn er iſt ein ganz ausgeſuchtes Exemplar unſerer „friſch-fromm-fröhlich-freien“ Romantiker und das

Leben dieſer Leute ſcheint eben ſo zähe zu ſein, wie ihr Auftreten mitunter amüſant iſt. Man glaube ja nicht, daß ſie im Leben abgethan ſeien, weil ſie es im Prinzip ſind. Sie haben ſich bloß verſteckt oder vermummt und lauren nur auf Gelegenheiten, um die Rohheit ihrer „liberalen" Geſinnung und die Konfuſion ihrer „nationalen" Köpfe zur Geltung zu bringen. Sie ſind verbrüdert, auch ohne es zu wiſſen, ſie aſſociiren ſich, auch ohne ſich zu ſuchen, und verſtehen ſich, auch ohne ſich zu verſtändigen, denn diejenigen (das iſt eine alte Erfahrung), die am Wenigſten Verſtand haben, verſtehen ſich am Beſten. Wem das noch nicht klar iſt, der erkundige ſich in Berlin, wo man dem Follen'ſchen Krieg viel Aufmerkſamkeit gewidmet hat.

*

Nachdem der Burſchenkaiſer vom Kampfplatz zurückgewichen, iſt neuerdings ein von ihm erzogener Schildknappe, der ſonſt ganz talentvolle und ehrenwerthe Züricher Poet Keller, in ſeinen Gedichten (Heidelberg bei Winter) gegen die „Ichel" aufgetreten. Schade, daß der junge Keller in

ſo üble Hände gerathen iſt und nicht beſſere Gelegenheiten benutzt, ſeinem großen Mangel an geiſtiger Bildung abzuhelfen, ſtatt ihn durch ſo beſchränkte Diatriben gegen Leute vorzukehren, die er nicht zu beurtheilen verſteht. Möge er einen Antrieb zum Beſſern in einem Sonett finden, das ich ihm nach dem Erſcheinen ſeiner Gedichte zuſtellen ließ und welches den Schluß dieſes gereimten Federkriegs bilden mag:

Du klagſt, daß uns der Glaube kam abhanden;*)
Dann aber heißt's, daß uns der Zweifel fehle!**)
Weißt du, was dir fehlt? Logik, gute Seele,
Und Rettung aus des Myſtizismus Banden!

Du ſchiltſt uns lieblos, weil wir uns etwanden
Dem „Schmerz" der alten Weiber und Kameele.
Doch, Freund, wir haben „Schmerz" und Schmerzquerele,
Wenn — wir am Pegaſus ein Langohr fanden.

---

*) S. an die Ichel, Sonett Nr. 1.

**) S. an die Ichel, Sonett Nr. 2.

Glaub' mir, wer vom Prinzip der Geiſtesfreiheit
Ein Haar nur weicht, der zeugt Unſinn und Blindheit,
Denn Freiheit und Vernunft ſind keine Zweiheit;

Und wer dazu im Dienſte fremder Rindheit
Sinn oder Unſinn hält für Einerleiheit,
Der ſchäme ſich ob ſeiner Freigeſinntheit.

III.

Eine Winterfahrt von Brüſſel nach der Schweiz *).

Theure Freundinn.

Wie ich auf meiner Flucht aus Rußland nach Krakau gerathen und endlich nach hundert Abenteuern und Unannehmlichkeiten wohlbehalten in Belgien angelangt bin, habe ich Ihnen bereits gemeldet. Die Theilnahme, womit Ihre Freundſchaft meinem Schickſale folgt, erleichtert mir die Erfüllung Ihres Wunſches, auch einen Ueberblick über meine ſpätern Erlebniſſe zu erhalten. Für den Flüchtling gibt es kein tröſtenderes Bewußt-

---

*) Die auf gewiſſe Verhältniſſe berechnete Maske, welche in dieſem Bericht urſprünglich angenommen war, mag auch hier beibehalten werden.

ſein, als dasjenige, von den theilnehmenden Gedanken einer befreundeten Seele, wenn ſie auch noch ſo fern wohnt, durch die oft ſo unfreundliche Fremde begleitet zu werden. Was ich thue, thue ich mit einem geiſtigen Hinblick auf Sie; was ich erlebe, erlebe ich in Ihrer Begleitung. Begegnet mir etwas Erfreuendes, ſo beeilt ſich meine Feder, Sie daran Theil nehmen zu laſſen; begegnet mir etwas Unangenehmes, ſo erleichtert mir die Pflicht, Ihnen Mittheilung davon zu machen, das Beſtreben, möglichſt Alles von einer humoriſtiſchen Seite aufzufaſſen. Ich hoffe es noch dahin zu bringen, daß mir kein Begegniß mehr etwas anhaben kann, und daß der Ernſt des Lebens, wo er mich recht böſe anſehen will, niemals davor geſichert iſt, vor meinem Blick in Lachen auszubrechen. In der That iſt dies die beſte Rolle, in die man ſich hineinleben kann, ſo lang man dem Schickſale oder der Welt gegenüber in der Defenſive ſteht. Wo gibt es aber einen defenſivern Menſchen auf der Welt, als einen heimathloſen Flüchtling? Verfolgung hinter ſich, Mißtrauen vor ſich, im beſten Falle die Gnade der Gaſtfreundlichkeit über ſich — ſo lebt er in der beſtändigen Bemühung, bald ſich zu retten,

bald ſich zu legitimiren, bald ſich unanſtößig zu benehmen. Bald muß er ſeine Perſon, bald ſeine Ehre, bald ſeine Selbſtändigkeit zu ſalviren ſuchen. Er hat keinen Schutz, denn er iſt fremd; er hat keinen Kredit, denn er iſt Flüchtling; er hat keine Rechte, denn er iſt Ausländer. Nicht beſtohlen und nicht todtgeſchlagen zu werden — dieſe negativen Rechte ſind faſt die einzigen, die er geltend machen kann, und wer wird, um zu dieſer Geltendmachung eine Gelegenheit zu erhalten, es auf das Beſtehlen und Todtſchlagen ankommen laſſen?

Die größte Bitterkeit im Leben des Flüchtlings iſt die, daß er überall von der Gnade abhängt. Werde ich geduldet? Das iſt die ewige Frage, die er ſich wiederholt, wo er kommt, wo er ſich niederläßt, wo er etwas unternehmen, wo er ſprechen, wo er handeln will. Dulden ihn die Geſetze, ſo iſt er wenigſtens von der Geſellſchaft, duldet ihn die Geſellſchaft, ſo iſt er von der Nationalität abhängig. Keiner empfindet, wie der Flüchtling, die Exkluſivität der Nationalvorurtheile, beſonders wenn er Schutz bei Nationen ſuchen muß, die aus ſolchen Vorurtheilen eine Tugend machen und dieſe Tugend ſelbſt auf Koſten der Ehre — wer nimmt die Ehre eines Volks mehr

in Anſpruch, als ein Schützling? — auszuüben ſich nicht ſcheuen.

Doch alles Das, theure Freundinn, läßt ſich noch ertragen, wenn man ein gehörig legitimirter Menſch iſt; aber wer den Becher der Flüchtlingſchaft bis auf den Grund leeren will, der muß fliehen — ohne Paß. Was ein Paß iſt, meine Freundinn, das wiſſen Sie, und Sie wiſſen auch, was ein Menſch iſt; aber was ein Menſch ohne Paß iſt, das wiſſen Sie nicht. Sie haben ſich ſo oft gewünſcht, ein Mann zu ſein, weil Sie der Meinung ſind, daß Sie als Mann Ihr Menſchenthum beſſer zum Ausdruck bringen und geltend machen könnten. Preiſen Sie ſich glücklich, daß Sie zum ſchönen Geſchlecht gehören, denn das ſchöne Geſchlecht kann die Welt durchreiſen ohne Paß. Der Mann iſt das abhängigſte Geſchöpf von der Welt, denn er darf kaum den Kopf zum Fenſter hinausſtecken ohne Paß; zugleich iſt er das gefährlichſte, denn er wird zu den wilden Thieren gerechnet ohne Paß; auch iſt er das werthloſeſte, denn es gilt nichts ohne Paß. Ob ich ein Menſch bin, danach fragt Niemand, denn ich habe keinen Paß; ob ich ein ehrlicher Mann bin, dadurch läßt ſich Keiner bethören, denn ich habe

keinen Paß; ob ich Gefühl in der Bruſt, ein Herz im Leibe, Blut in den Adern habe und ſo gut wie jeder andere Menſch des Teufels werden kann, das kümmert Keinen, denn ich habe keinen Paß. Mein eignes Ich iſt mir nicht mehr ſicher, denn daß ich Ich bin, kann ich nicht beweiſen ohne Paß. Ja, meine Freundinn, ich habe es an mir erfahren, was es heißt, keinen Paß zu haben. Ich theile ſeitdem die Menſchen in zwei Klaſſen ein: in ſolche, die Päſſe haben und in ſolche, die keine haben. So weit ſind wir mit unſerer Kultur gekommen, daß der nicht mehr zu den Menſchen gehört, der nicht polizeilich dazu geſtempelt, der nicht mit einem gehörigen Paß verſehen iſt. Wer es empfinden will, welche feindſeelige, mißtrauenreiche und menſchheitwidrige Sonderungen der jetzige Zuſtand der Geſellſchaft in der Menſchheit unterhält, der ſetze ſich in die Lage, mit den Nationalitäten und mit dem Paßweſen in Kolliſion zu kommen. Im Ernſt, meine Freundinn, es iſt ſchrecklich, keinen Paß zu haben. Das Requiſit des Paſſes iſt ſo wichtig zur Dokumentirung der irdiſchen Menſchlichkeit, daß ein Menſch ohne Paß, der ſich für einen aus den

Wolken gefallenen Mondbürger ausgäbe, alle Aussicht hätte, Glauben zu finden.

Wenn das Christenthum noch nicht in der Welt wäre, die christlich-germanische Polizei allein würde es hindern, hineinzukommen. Man würde Christus mit seinen Aposteln ganz einfach nach ihrem Paß und, wenn sie nach Oesterreich kämen, überdieß nach ihrem Heimathschein fragen. Hätten sie keinen, so würden sie als Vagabunden über die Grenze gewiesen oder als Demagogen in Untersuchung gezogen; hätten sie aber wohl einen, so würden sie all ihren göttlichen Kredit verlieren, denn denken Sie sich den Eindruck, den es machen müßte, in dem Paß des Welterlösers zu lesen: Vaterland — „nicht von dieser Welt;“ Eltern: Joseph der Schreiner und Maria die Jungfrau; Geschäft: Religionsstifter u. s. w.

Der Paß ist die menschenfeindlichste, unchristlichste und zugleich die prosaischste Erfindung der Welt. Denken Sie sich einen Odysseus, einen rasenden Roland oder einen sonstigen Repräsentanten der Romantik, wie er mit abgezogner Mütze die Polizeibureaus aufsuchen und den Paß visiren lassen muß. Vor diesem bloßen Gedanken erstarrt alle Romantik der alten und mittlern Zeit und

doch ſind die Befehlshaber unſerer Polizei ſo große Freunde der Romantik. Die Unchriſtlichſten ſind die Beſchützer des Chriſtenthums, die Unromantiſchſten ſind die Begünſtiger der Romantik geworden. Sich auf den Kopf zu ſtellen, iſt für gewiſſe Leute das einzige Mittel geworden, zu zeigen, daß ſie noch einen haben.

Ich mache den Herrn Eugène Sue darauf aufmerkſam, welch ein herrliches Attribut des ewigen Juden die Paßloſigkeit wäre. Die Paßloſigkeit allein kann einen Menſchen zum ewigen Juden machen. Ein paßloſer Menſch iſt ſogar übler daran, als der ewige Jude, denn er kann nicht blos nicht bleiben, ſondern auch nicht fortkommen. Er iſt ein wahrer Fangball für die Polizei, ſei es die amtliche oder die geſellſchaftliche. Ich verſichere Ihnen, meine Freundinn, wen die Philoſophie nicht zum Kosmopoliten machen könnte, den würde die Polizei dazu machen müſſen. Daß doch die Menſchen noch immer an ein zweites Leben glauben! Der Paß allein hat mich hundert Mal auf die Frage gebracht: würden die Menſchen auch nur einen einzigen Tag noch den Unſinn begehen, ſich durch tauſend Mittel das Leben zu verbittern oder verbittern zu laſſen, wenn ſie

den fatalen Glauben an ein Leben nach dem Tode ablegten?

Sie werden ſich darüber wundern, daß ich dieſe Paßjeremiaden mit Rückſicht auf ein Land anſtimme, welches durch ſeine liberalen Inſtitutionen, beſonders durch ſeine Liberalität gegen die Fremden ſich auszeichnet, ein Land, worin mir mehrere Monate ein Steckbrief als Legitimation hat dienen können. Ich erkenne mit Freuden die Vorzüge Belgiens an, deſſen Gaſtfreundſchaft ich ſo lange Zeit genoſſen, aber ich verkenne darum die Einwirkungen nicht, denen auch Belgien, wie die Kontinentalſtaaten überhaupt, ausgeſetzt iſt. Das belgiſche Volk, im Ganzen gutmüthiger Natur und von franzöſiſchem Sinn durchzogen, ſteift ſich nicht auf ſeine „Nationalität" und hat hierdurch ein Ausſchließungselement weniger, als andere; es hat auch, ſeitdem es ſich ſeiner neugeſchaffenen Freiheit erfreut, ſein Land bereitwillig zum Zufluchtsort von Flüchtlingen gemacht, die auf dem ganzen Kontinent kein Aſyl finden konnten, was beſonders von den Polen gilt; allein Belgien iſt, ſollte es ſich auch in ſeiner inneren Politik ſpezifiſch von dem teutſchen Nachbarlande unterſcheiden, nicht unabhängig von der allge-

meinen Ueberlegenheit der Despotenländer, die ſich allmälig geltend macht, wenn die Gegenelemente als zu vereinzelte daſtehen. Die Kleinheit und Lage des Landes, die Zollvereins-Verbindungen, der Zuſtand der Geſellſchaft — alles Das übt einen Einfluß aus, dem Belgien ſich nicht als Ausnahme entziehen konnte. Belgien hat es nicht dahin bringen können, der Diplomatie die ſtolze Lehre der Nordamerikaner zu geben, daß ſie ſich auf ihre eigene Küche zu beſchränken habe. Deßhalb hat ſich denn auch dort die Lage der Fremden ungünſtiger geſtellt als früher. Es iſt auch dort ein beſonderes Fremdengeſetz entſtanden, welches den Aufenthalt der Flüchtlinge von den Anſichten des herrſchenden Syſtems und von der Gnade der Miniſter abhängig macht, die ſchwerlich eines politiſchen Flüchtlings wegen einen Orden oder eine ſonſtige Gunſt verſcherzen, oder gar eine Handelsverbindung beeinträchtigen werden. Zwar iſt mir nicht bekannt, daß von jenem Geſetz ein unwürdiger Mißbrauch gemacht worden, aber ſeine bloße Exiſtenz beweiſt ſchon die Dispoſition, es gelegentlich zu benutzen, und damit iſt den Flüchtlingen das Damoklesſchwert über den Kopf gehängt. Die Freiheit hat es auf dem Kontinent noch nicht

dahin gebracht, daß man die Fremden mit den Einheimiſchen auch nur ſtrafgeſetzlich gleichſtellte. Was ein Belgier drucken läßt gegen das Ausland, das verantwortet er vor Gericht, wenn die Angegriffenen ihn belangen laſſen, was ſie bei ihrem bekannten guten Gewiſſen ſchwerlich thun werden; was ein Fremder in Belgien drucken läßt, das kann ihm auf auswärtige Reklamationen Landesverweiſung zuziehen. Ich habe in Brüſſel eine kleine Broſchüre gegen den Herrſcher aller Chineſen herausgegeben. Kaum war ſie erſchienen, ſo gerieth die chineſiſche Geſandtſchaft in Bewegung, tobte bei Beamten, bei Verleger und Verkäufer umher und machte einen Lärm, daß ich unfehlbar wäre fortgejagt worden, wenn ich nicht zufällig meine Reiſe nach der Schweiz ſchon angetreten hätte. Kämen doch die Chineſen auf den geſcheidten Einfall, ſich hinter die Belgier zu ſtecken und deren Preßfreiheit zu benutzen! Sie könnten ihre Geſandtſchaft und Diplomatie zur Verzweiflung bringen und ſagen, was ſie wollten — d. h. in Broſchüren, denn von den belgiſchen Zeitungen hat keine einzige nur die Hälfte des Muths nach Außen, den ſie nach Innen haben.

Es hat ſich in Belgien eine eigne Sicherheits-

behörde gebildet, welcher die Ueberwachung der Fremden übertragen iſt und deren Einfluß man nicht mehr, wie früher, durch den Schutz der Gemeinden oder Provinzialbehörden entzogen werden kann. So niſtet auch dort die Büreaukratie ſich ein. Wer ſich nicht durch einen Paß oder ſonſtigen Ausweis gehörig legitimiren kann, muß die Erlaubniß zum Aufenthalt (die Autoriſation zur Niederlaſſung geht vom König aus und die Erlangung des Bürgerrechts iſt erſt nach einem halben Menſchenalter möglich), bei jener Sicherheitsbehörde, die ihren Sitz in Brüſſel hat, zu erwirken ſuchen. Findet jene Behörde, oder der Juſtizminiſter, welchem ſie, wie überhaupt die ganze Polizei, untergeordnet iſt, Bedenken gegen den Aufenthalt eines politiſchen Flüchtlings oder eines ſonſtigen Fremden, ſo hindert kein Geſetz daran, ihn an die Grenze führen zu laſſen; und da ein aus Belgien Ausgewieſener ſchwerlich in dem jetzigen Frankreich Zutritt haben würde, ſo bliebe einem Solchen nichts übrig, als die Reiſe nach England oder Nordamerika. Vor einer ſolchen Nothwendigkeit würde ſelbſt die von mir erprobte Humanität des Chefs jener Behörde nicht ſchützen können, wenn ſein Vorgeſetzter, der Juſtizminiſter, andere

Geſinnungen hegte. Es würde zwar noch ein Mittel geben, dem Fremden auch andere Länder zugänglich zu machen, nämlich die Ertheilung eines belgiſchen Paſſes. Aber die internationalen Beziehungen haben eine Beſtimmung hervorgerufen, wonach den Fremden keine Päſſe mehr gegeben werden dürfen. Blos die polniſchen Flüchtlinge machen hiervon eine Ausnahme, da Rußland in Belgien nicht diplomatiſch vertreten iſt. Dieſe kurze Auseinanderſetzung der Verhältniſſe, meine Freundinn, die ich im Intereſſe der Flüchtlinge überall bekannt zu machen wünſchte, wird es Ihnen klar machen, in welche Verlegenheit ich paßloſer oder „unpäßlicher" Menſch gerathen mußte, da mein Endziel einſtweilen nicht Belgien, ſondern unſer einziger Vereinigungspunkt, die Schweiz war. Wie ſollte ich ohne Paß aus Belgien nach der Schweiz kommen, da auf der franzöſiſchen Route die Paßkontrole ſo ſtreng gehandhabt wird, wie in China? Ich habe mich in Belgien Monate lang in der Lage eines Vogels befunden, der, durch die Abenddämmerung an die gewöhnte Rückkehr in die freien Wälder gemahnt, unruhig die Runde durch ſeinen Drahtkäfig macht und für ſeinen Freiheitsdrang umſonſt einen Ausweg ſucht.

Doch ehe ich Sie weiter führe, muß ich den Zwiſchenraum durch einige Bemerkungen über meinen belgiſchen Aufenthalt ausfüllen, damit Sie einigermaßen die Eindrücke mitempfinden können, die er auf mich gemacht hat. Ich beſchränke mich dabei auf Weniges, da ein Hinüberſtreifen in politiſche Gebiete Sie zu wenig intereſſiren würde. — Wenn Sie von den politiſchen Inſtitutionen und den literariſchen Zuſtänden eines Landes abſehen, ſo beſchränkt mein Hauptintereſſe ſich auf drei Punkte: auf den Charakter des Volks und deſſen geſellſchaftliches Leben, auf die natürlichen wie die geſchaffenen Merkwürdigkeiten des Landes und ſodann auf intereſſante einzelne Menſchen. Indem ich aus meinem Brief die Politik ausſchließe, habe ich dies hinſichtlich der literariſchen Zuſtände gar nicht einmal nöthig, denn eine belgiſche Literatur gibt es nicht. Die geiſtige Verſorgung Belgiens hat die Natur der Dinge Frankreich zugetheilt und der Nachdruck iſt das Vehikel, wodurch Belgien ſich an der literariſchen Wirkſamkeit Frankreichs betheiligt. Taucht in Belgien eine geiſtige Erſcheinung von einiger Bedeutung auf, ſo wird ſie durch den franzöſiſchen Schwerpunkt ſofort nach Paris gezogen. Die bel-

giſche Literatur für ſich gilt im Lande ſelbſt ſo wenig, daß belgiſche Schriften in der Regel nur gegen Erlegung der Druckkoſten einen Verleger finden können. Zwar hat ſich in Belgien eine vlaemiſche Literatur als lokale Selbſtſtändigkeit aufzuthun beſtrebt, indem deren Vertreter, die in franzöſiſcher Sprache es zu keiner Bedeutung bringen konnten, dem allgemeinen Schickſal durch Verſchanzung hinter die holländiſche Sprache zu entgehen glaubten. Allein dieſe Beſtrebungen, welche namentlich von der chineſiſchen Diplomatie als Reaktionsmittel gegen die franzöſiſchen Sympathien und zwar vergebens begünſtigt werden, haben weder ein eigentliches Volkselement im höhern Sinn zur Grundlage, noch können ſie es zu irgend einem nachhaltigen Anklang im Lande bringen. Ihr Haupteindruck iſt der einer ekelhaften Koquetterie mit der Romantik und dem Chineſenthum, das ſich auf Belgien allerlei Hoffnungen macht. Die Natur der Dinge, welche die Geſtalt der Völker aus dem Großen macht und deren Schickſal nicht nach beſondern lokalen Zufälligkeiten und Spekulationen modelt, hat einmal das freie Belgien in geiſtiger wie politiſcher Beziehung dem freien Frankreich untergeordnet oder

wenigſtens einſtweilen beigeordnet, und daran wird ſich auch das ſpekulirende Chineſenthum gewöhnen müſſen.

Der journaliſtiſche Theil der literariſchen Wirkſamkeit in Belgien würde, wenn die Journaliſtik nicht großen Theils durch die Nothwendigkeit an die Lokalität gebunden wäre, ebenfalls durch Frankreich vertreten werden, was indirekt wenigſtens durch franzöſiſche Redakteurs geſchieht. Könnte die belgiſche Journaliſtik zu einem Theil der franzöſiſchen gemacht werden, ſo würde ſie dadurch nur gewinnen, ſie würde höhere Geſichtspunkte nehmen und einen größern Einfluß auf die Kultivirung des Volks ausüben, deſſen Geſchmack durch die lokalen Zankjournale wenig gefördert wird. Gute Blätter, die früher in Belgien erſchienen, haben ſich wegen Mangels an Theilnahme nicht halten können; die ſchlechteſten ſcheinen jetzt die geſuchteſten zu ſein. In denſelben ſucht man vergebens ein höheres Prinzip, ſei es ein politiſches, ſei es ein ſoziales, ſei es ein wiſſenſchaftliches; eben ſo wenig beſitzen ſie einen ſittlichen Muth; ſie richten ihre Tendenz wie ihren Gehalt nur nach der augenblicklichen Unterſtützung ein, die ſie von dem geldbeſitzenden

Pöbel oder aus andern geheimen Quellen zu erwarten haben. Und das ließe ſich in Bezug auf innere Angelegenheiten noch entſchuldigen, da politiſche Blätter in einem freien Lande eigentlich nur Parteiblätter ſein können und, wenn die bezahlende Partei keine höhere Anforderungen an ſie macht, die Schuld eben zunächſt bei der Partei ſelbſt geſucht werden kann. Aber die Jämmerlichkeit der belgiſchen Journaliſtik tritt, wie ich ſchon erwähnt habe, ganz unzweideutig dem Ausland gegenüber an den Tag. Da ſieht man ſich umſonſt nach einem freien Urtheil über ausländiſche Angelegenheiten um, wozu doch ſo reiche Gelegenheit vorhanden iſt, und es ſieht in der That ſo aus, als ob die belgiſche Preſſe der Freiheit, welche ſie im Inlande genießt, im Auslande durch Präventivmaßregeln verluſtig geworden wäre. Ob die Furcht vor auswärtigen Verboten oder ſonſtige derartige Umſtände den belgiſchen Journaliſten die Schreibfinger lähmen, weiß ich nicht, genug, ſie ſchrecken vor keinem Lob, wohl aber vor jedem Tadel des Auslandes zurück, ſo daß alſo für das letztere ihre Preßfreiheit ganz verloren geht. Es fehlt nur, daß die Aufmerkſamkeit, die ſie dem Auslande ſchenken,

ſich derſelben würdigen Gegenſtände bemeiſtert, auf welche ſie ſich zur Befriedigung des Leſepöbels im Inlande ſo häufig richtet. Es gibt Blätter genug in Belgien, namentlich in Brüſſel, die eine unverzeihliche Lücke in die Beſprechung der Weltfragen und der Geſchichte gebracht zu haben glauben würden, wenn ſie nicht von den Jagdhunden oder Pferden, die der König Leopold dann und wann aus England bezieht, ein vollſtändiges Signalement aufnähmen, oder wenn ſie eine vornehme Theegeſellſchaft mit Stillſchweigen übergingen u. ſ. w. — akkurat wie in China. Das einzige der Beſprechung der politiſchen und ſozialen Verhältniſſe gewidmete Blatt, welches von der allgemeinen Jämmerlichkeit eine wirkliche Ausnahme macht, iſt das „Débat social“ von Bartels, welches leider nur einmal wöchentlich erſcheint. — Der „Observateur“ gilt zwar unter den Tagesblättern für das liberalſte, aber er beſitzt ſo wenig ein höheres Prinzip, durchgreifende Tendenz und allſeitigen Muth, als die andern. Nur in einer Sache gehen die meiſten belgiſchen Blätter mit Eifer und Rückſichtloſigkeit zu Werke und beuten ihre Preßfreiheit vollſtändig aus, nämlich bei der Bekämpfung der Jeſuiten. Wenn

man freilich fragt, was ſie dadurch erreichen, ſo legen die Reſultate einſtweilen noch kein beſonderes Zeugniß für ihr Streben ab. Dieß rührt zum Theil eben daher, daß ſie durch ihre ſonſtige Prinzip- und Haltungsloſigkeit den Hauptnerv ihrer Wirkſamkeit gelähmt haben; hauptſächlich aber iſt es dem Mangel an philoſophiſcher Anſchauung zuzuſchreiben, welcher die belgiſche wie die ſonſtige nicht teutſche Preſſe hindert, den religiöſen Miſeren an die Wurzel zu kommen. So kämpfen ſie denn umſonſt gegen eine Macht, welche über ungeheure materielle Mittel und über die Beſchränktheit der Maſſen gebietet. Außerdem haben die Jeſuiten in Belgien, wie auch in der Schweiz, ihren Hauptrückhalt in den Ariſtokraten und Reaktionsmännern, die ſich im günſtigſten Fall als „Konſervative" darſtellen, und da ſie mit ihren, an dieſen Rückhalt ſich anlehnenden materiellen Mitteln zugleich eine feſte Organiſation und eine aufopfernde Hartnäckigkeit verbinden, ſo darf man ſich nicht wundern, daß zu ihrer Bekämpfung hier und da an die Gewalt appellirt worden iſt. Sie werden ſich erinnern, daß vor nicht langer Zeit in Verviers die Oppoſition der Bürgerſchaft gegen die Jeſuiten in eine offene

Revolte übergegangen. Dennoch haben kurze Zeit nachher die Jünger Loyola's Einen der Ihrigen nach Verviers placirt, wo er als Avantgarde ſeinen gehorſamen Muth auf eine ungewöhnliche Weiſe erprobt hat. Ich war zur Karnevalszeit in Verviers anweſend und erfuhr in meinem Gaſthof, dem Hauptquartier der Antijeſuiten, daß die Unruhe der Karnevalstage zu neuen Gewaltthätigkeiten gegen die jeſuitiſche Avantgarde benutzt werden ſollte. Dieß bewog mich, das Ende der Sache abzuwarten. Sie wurde bald ruchbar, die Behörden nahmen Notiz davon, die Polizeimannſchaft wurde verſtärkt, Truppen wurden nach Verviers beordert, polizeiliche Plakate verbreitet u. ſ. w., kurz die Stadt war in einem halben Belagerungszuſtand wegen eines einzigen Jeſuiten. Gleichzeitig fuhr die Verviers'ſche Preſſe all ihr ſchweres und leichtes Geſchütz gegen den Jeſuiten auf. Und was that der Jeſuit? Er ließ hölzerne Laden an ſeine Fenſter machen, und — blieb ruhig in Verviers. Die Karnevalszeit ging vorüber, die Ruhe wurde nicht geſtört und der Jeſuit ſitzt noch immer ruhig hinter ſeinen Fenſterladen und trotzt einer halben Stadt. Dieſen Muth gibt ihm außer ſeiner Erziehung nament-

lich das Bewußtſein, daß die Hülfe der reichen „Konſervativen" hinter ihm ſteht. Meine Freundinn, Sie werden keinen ſonderlichen Begriff von unſerm Geſchlecht erhalten, wenn Sie ſehen, daß eine ſchlechte Sache mehr Muth, Unterſtützung und Organiſationsgeiſt bei ihm findet, als eine gute. Ein Grund mehr, ſich darüber zu tröſten, daß Sie zum ſchönen Geſchlecht gehören.

Doch was ſchwatze ich von Preſſe und Jeſuiten? Sie wollen wiſſen, wie es mir ſonſt in Belgien gefallen hat. Aufrichtig geſtanden, im Ganzen nicht zum Beſten. Was ich in Belgien vermißte, war hauptſächlich der Mangel an Verbindung mit dem geiſtigen Leben in Teutſchland. Die Paar teutſche Journale, welche in Belgien gehalten werden, ſind nicht im Stande, jenen Mangel auszugleichen, und literariſche Neuigkeiten gelangen aus Teutſchland nur ſehr ſpärlich und ſpät nach dem Nachbarland. Obſchon an der Thüre Teutſchlands wohnend, ſind die Belgier in geiſtiger Beziehung faſt ganz davon abgeſchnitten. In Paris iſt bei Weitem mehr teutſches Geiſtesleben, als in Brüſſel und dem geſammten Belgien. Den Grund davon ſuche ich in den politiſchen Zuſtänden Teutſchlands und dann im bel-

giſchen Materialismus. Der Materialismus verſchlingt in Belgien alles Intereſſe, er liegt dort gleichſam in der Luft. Sogar Ihr Geſchlecht entgeht ſeiner Einwirkung nicht, und es mag wol wenig Länder in der Welt geben, deren Frauen ſo unintereſſant und unliebenswürdig ſind, wie die belgiſchen. Sie ſind ein unglückliches Gemiſch von niederländiſchem Materialismus und franzöſiſchem Feuer. Das Feuer iſt nicht ſtark genug geweſen, die materielle Rohheit umzuſchmelzen, ſondern hat nur hingereicht, ihr eine ſchwarze Farbe anzubrennen, und ſo ſtehen denn die angebrannten Niederländerinnen in ihrer verfehlten Anlage da und können es weder nach der einen noch nach der andern Seite zu etwas Ganzem bringen. Sie eignen ſich großen Theils zum Futter für die Pfaffen, und die verſäumen denn auch nicht, ihre Opfer in Sicherheit zu bringen. Meine Freundinn, wo die Frauen nicht liebenswürdig ſind, da ſind es die Männer auch nicht, da fehlt etwas in der Entwicklung, da hat die Bildung einen Haken. In Belgien ſitzt der Haken hauptſächlich im Materialismus. Ich habe mich niemals ſo materiell und geiſteslahm geſtimmt gefühlt, wie in Belgien, namentlich in

Brüſſel, und damit Sie nicht etwa die Schuld davon mir zuſchieben, zitire ich Ihnen den bezeichnenden Ausdruck einer Ihrer deutſchen Landsmänninnen, welche ſich in Belgien aufhielt und ihrer Unbehaglichkeit in den Worten Luft machte: „Hier iſt kein geiſtiges Klima für uns.“ Solcher Unbehaglichkeit würde ich eher an jedem andern belgiſchen Ort entgehen zu können glauben, als gerade in der ſchönen Hauptſtadt. Brüſſel erſcheint mir wie ein ſchöner Leib ohne Seele. Niederländiſcher Materialismus mit franzöſiſchem Firniß überzogen und in einen ſchönen Rahmen gefaßt, — ſo präſentirt ſich die belgiſche Hauptſtadt. Es iſt nichts Tieferes und Ganzes in dem dortigen Leben, und man wird ſtets in der Schwebe gehalten zwiſchen den Prätenſionen der ſchönen, durch ihre politiſche und geſellſchaftliche Stellung bedeutenden Stadt und zwiſchen dem unbefriedigenden Inhalt ihres Lebens. Dem Treiben der „hohen Welt“ ohnehin fern ſtehend, und von Natur nicht disponirt, daſſelbe aufzuſuchen, habe ich, außer im Umgang mit einigen intereſſanten Perſonen, Rettung geſucht in dem Materialismus des eigentlichen Volkes. Die Seele des Brüſſeler Volkslebens bilden die Bier-

häuſer, wo das berühmte Farobier in ähnlichen Maſſen konſumirt wird, wie in München der Bock. In dieſen Bierhäuſern ſitzen die Brüſſeler Philiſter jeden Vormittag und jeden Abend in dichtgedrängten Maſſen und genießen geſichterglänzend die Freuden des Faro. Tabaksqualm und ununterbrochenes Diskursgeſumme füllen die Stube. Zwiſchendurch machen Höckerweiber die Runde, welche getrocknete Fiſche, gekochte Seeſchnecken, geſchmorte Kartoffeln und kalte Eier feilbieten, die ohne weitere Umſtände vom Biertiſch, der den Teller bildet, gegeſſen werden. Wenn man in dieſer Umgebung eine Zeitlang geſeſſen, ſo hat man ein derbes Stück Volksleben verzehrt und kommt auf den Weg, vor lauter Materialismus dem Materialismus zu entgehen.

Doch ſagt Ihnen die Einförmigkeit des materialiſtiſchen Philiſterthums der Eſtaminets nicht zu, ſo begleite ich Sie in die „ſaille déchirée“, wo mehr für Abwechſelung geſorgt iſt. Was iſt die „ſaille déchirée“? Eine kleine Gaſſe in der Nähe des Rathhausplatzes, auf welchem Egmont enthauptet wurde. In dieſer Gaſſe exiſtirt eine kleine Wirthſchaft mit einer zwanzig Fuß langen und ſieben Fuß breiten Stube, in Form einer Treck-

ſchuitskajüte, in welcher man zu geeigneten Stunden Dandys und Handwerker, Damen und Griſetten, Literaten und Diplomaten durch einander ſitzen und Beefſteaks oder Auſtern eſſen und Bier oder Champagner, oder was ihnen ſonſt beliebt, trinken ſieht. Da das Wirthshausleben nun einmal ein unentbehrliches Element der Geſellſchaft iſt, ſo mögte ich Allen, die nach Brüſſel kommen und eine „gemüthliche Kneipe" ſuchen, die Kajüte in der „faille déchirée" empfehlen. Wenn ich an Brüſſel zurückdenke, ſo vergeſſe ich dabei niemals die „faille déchirée", in welcher die Erinnerung an die teutſchen Emigranten und ihre gefährlichen Diskurſe ihren geheimen Sitz aufgeſchlagen hat.

Einmal in das Gebiet der Brüſſeler Gaſtronomie hineingerathen, erwähne ich auch noch der „ſozialiſtiſchen" Kartoffelwirthſchaft in der Nähe des Rathhauſes. Dort werden nämlich zu gewiſſen Stunden am offenen Fenſter geröſtete Kartoffelſcheiben verkauft und zwar in ſolcher Menge, daß der Unternehmer mitunter hundert Franken den Tag löſen ſoll, obſchon er ſeine Waare in kleinen Quantitäten, dutenweiſe verkauft. Eine Fünfpfennigsdute heißt eine Vigilante; eine Groſchendute

heißt ein Omnibus. Ich habe Sie oft zu mir gewünſcht, wenn ich Abends mit einer Vigilante über die Straße ſpazierte und die delikaten Kartoffelſcheiben verzehrte; wir hätten dann einen Omnibus genommen und uns zweiſpännig des Lebens gefreut. Genügt Ihnen das noch nicht? So werde ich Sie über die einförmigen Boulevards führen, welche ſich rings um die Stadt ziehen, oder in den proſaiſchen Park, in welchem die ſchöne wie die häßliche Welt ihre Paraden abhält, oder durch die Magdalenenſtraße, vor deren glänzenden Läden die Menſchen ſich zum Kauf aufſtellen wie die Waaren, oder in die Kaffeehäuſer, die ſo oft als homöopathiſches Gegenmittel gegen die Langeweile der Geſellſchaft dienen müſſen, oder in die Theater, wo Sie Herrn Oriol in Gedanken den Hals brechen und Stücke aufführen ſehen, von denen Sie nichts verſtehen, oder in Muſeen, die ſich ausnehmen wie alle Muſeen. Sind Sie mit allem Dem noch nicht zufrieden, ſo führe ich Sie zu dem „älteſten Bürger von Brüſſel“, deſſen unerſchöpfliche Laune ohne Rückſicht Alles überſprudelt, was in ſeine Nähe kommt, und Ihre Ungenügſamkeit ſchon beſchämen wird.

Mehr Charakter, als im Leben des zwitter-

haften Brüſſel, habe ich in dem walloniſchen Theil Belgiens und in Antwerpen gefunden. In Antwerpen fühlt man ſich ganz nach Niederland verſetzt, und wenn das auch kein Element bezeichnet, in welchem man ſich geiſtig wohl fühlen kann, ſo liefert es wenigſtens, wie Alles, was einen Charakter hat, einen Gegenſatz, an dem man ſich reiben, gegen den man ſich ſtemmen, an dem man ſich fühlen kann, während man in Brüſſel ſich wie zerſplittert und aufgelöſt vorkommt. Ueberdies fühlt man ſich in Antwerpen durch die Seeverbindung und den Hafen mit der großen Natur und dem großen Völkerverkehr in Beziehungen gebracht, welche die Proſa des induſtriellen Lebens mit einer gewiſſen menſchheitlichen Poeſie verſetzen.

Es iſt nicht Ihre Abſicht, meine Freundinn, von mir ein Handbuch über Belgien zu erhalten und noch weniger iſt es meine Abſicht, den Handbüchern in's Handwerk zu pfuſchen. Begnügen Sie ſich daher mit den ſkizzenhaften Bemerkungen, in denen ich Sie auf einige Zeit in mein einſtweiliges Aſyl verſetzt habe. Wären Sie perſönlich zu mir gekommen, ſo hätte ich auch Gelegenheit gehabt, Sie mit einigen intereſſanten Perſonen bekannt zu machen, mit denen ich zu Brüſſel in

Berührung gekommen bin. Es verſteht ſich, daß ich zunächſt von meinen Kollegen, von Flüchtlingen, ſpreche, und daß ich unter dieſen die teutſchen obenan ſtelle. Mehrere derſelben fand ich in Brüſſel ganz eingebürgert; Andere hielten ſich auf ihrer Flucht vor der Polizei nur für unbeſtimmte Zeit dort auf. Doch unter Allen, welchen das Schickſal ein Aſyl in Brüſſel angewieſen hat, wird keiner Ihr Intereſſe mehr in Anſpruch nehmen, als ein Mann mit grauen Haaren, welcher dort Ruhe vor dem Fluch des ruſſiſchen Despotismus gefunden. Dieſer Mann heißt Lelewel. Für einen ſichern Anhänger der Gewalt iſt es ein ſo leichter Triumph, einen Menſchen hülflos ſich abquälen zu ſehen, der in ſtiller Charakterfeſtigkeit kein höheres Ziel kennt und verfolgt, als die Heilighaltung und Verwirklichung ſeiner Ueberzeugungen; auch iſt das Gewühl des Erdenlebens ſo groß und mannigfach, daß ein Mann, den nicht Stellung oder Ehrgeiz beſtändig in den Vordergrund der Bühne drängen, nach und nach in der Stille verloren gehen kann, ſchlüge auch ſein Herz lauter und edler, als tauſend andere. Wer aber ſelbſt nicht herzlos iſt, dem thut es wohl, einem ſolchen Mann ein Wort der Anerkennung zurufen

zu können, damit er wisse, daß es noch Menschen gibt, die sich die Schätzung seiner Eigenschaften zur Ehre anrechnen. Lelewel ist nicht bloß ein vielgenannter öffentlicher, er ist auch ein großer Privatcharakter, der an längst vergessene Zeiten erinnert, gleich seinem edlen Gesicht, einem der schönsten Gesichter, die ich je gesehen habe. Lelewel ist ganz arm, weil er es sein will, und er will es sein, um unabhängig bleiben zu können. Seine einzige, spärliche Hülfsquelle sind literarische Arbeiten. An seiner bescheidenen Charakterfestigkeit sind alle Unterstützungszumuthungen der Polenfreunde abgeprallt und mit stiller Resignation erträgt er auf seiner einsamen Dachstube alle Entbehrungen, um der Gnade der gastfreundlichen Fremde gegenüber Eins bewahren zu können, das er höher als äußere Stellung schätzt, nämlich den Stolz seiner republikanischen Seele. Ihm zu lieb geht Lelewel, der schwache, gebückte Greis, ärmlich mit seiner alten polnischen Kappe in blauem Kittel daher, so daß man eher einen armen Handwerker, als ein ehemaliges Haupt der polnischen Regierung in ihm vermuthen sollte; ihm zu lieb dauert er ohne Heizung im Winter auf seiner einsamen Kammer aus und umwickelt zum Schutz gegen die

Kälte ſeine Glieder mit Lumpen; ihm zu lieb begnügt er ſich mit ſpärlicher Koſt und depenſirt mit einer Taſſe ſelbſt gebrauten Kaffees. Ich traf ihn mit dem Studium der polniſchen Wappenkunde beſchäftigt. Der Inhalt ſeiner kalten Stube war ein merkwürdiges Durcheinander von Gegenſtänden ſeiner Studien und Geräthſchaften ſeiner Häuslichkeit. Hier eine alte Kaffeekanne neben einem Folianten, dort Nähgeräthſchaft neben einem Manuſkript, dort ein Stück Brod neben einem Wappen. Zwiſchen dieſem Hausrath, der ein anſchauliches Bild von dem Leben ſeines Beſitzers liefert, empfängt Lelewel ſeine ſeltenen Beſucher. In dieſer Umgebung hätte ich Stunden lang die edlen Züge dieſes Mannes betrachten können. Der Ausdruck ſeines Geſichts, in welchem eine reſignirende Schwermuth nicht zu verkennen, iſt bei der Unterhaltung die mildeſte Freundlichkeit und eine hingebende Offenheit; aber zugleich ſieht man ihm an, daß Dasjenige, was Lelewel als Geheimniß betrachtet, hinter dieſen Zügen jedem Scharfblick verſchloſſen bleibt. Der Menſch beeinträchtigt in ihm nicht den Mann, das hat auch die ruſſiſche Politik gewußt, als ſie ſo viel Gewicht auf ihn legte. Die polniſchen Flüchtlinge ſind je nach dem

Grade ihrer Gefährlichkeit in zwölf Proſkriptions-kategorien eingetheilt. Auf der zwölften Liſte, der gefährlichſten, ſteht ein einziger Name verzeichnet und dieſer Name heißt Lelewel, denn — Lelewel iſt ein Republikaner. Lelewel liefert durch ſeinen entſagenden Freiheitsſtolz ein hohes Beiſpiel für Alle, die ſich als Opfer ihrer Ueberzeugungen und Freiheitsbeſtrebungen betrachten können. Dieſer alte Mann, meine Freundinn, beſchämt uns Alle. Vielleicht wird man ihn eines Morgens erfroren oder an Erſchöpfung verſchieden auf ſeinem ärmlichen Lager finden. Dann wird die Welt ihn rühmen als einen Mann von antiker Charaktergröße. Jetzt wird er vergeſſen oder gemieden, denn er iſt arm und iſt ein „Revolutionär". Vielleicht, meine Freundinn, ſchreibe ich einmal ein Buch über die politiſchen Flüchtlinge. Die Zahl derſelben iſt ſo groß, daß es ſich dieſerhalb ſchon verlohnt, ſie als eine beſondere Klaſſe von Menſchen zu behandeln.

Verſetzen Sie ſich nun aus der kalten Stube des alten Lelewel plötzlich in den noch kältern Wagen der Meſſagerie, wie er mich und einen Freund, mit dem ich in Brüſſel zuſammengerathen, Abends ſpät (es war Anfangs März 1845 zur

Zeit jenes Sibiriſchen Nachwinters) aus dem Thor der belgiſchen Hauptſtadt auf dem Weg nach Namür der franzöſiſchen Grenze zuführt. Sie fragen nach meinem Paß? Dieſe Frage iſt grauſam, denn wenn ich in Verlegenheiten komme, ſo tragen Sie die Schuld. Sie ſind die Veranlaſſung, daß ich nicht länger bleiben, Sie ſind die Veranlaſſung, daß ich Frankreich paſſiren muß, Sie ſind die Veranlaſſung, daß ich nach der Schweiz reiſe, Sie, ja Sie ſind die Amme meiner paßloſen Unruhe. Sie verdienen, daß ich Ihnen kein Wort darüber mittheile, wie ich den kühnen Entſchluß zur Abreiſe faſſen konnte, und daß ich Ihnen die Enthüllung von Geheimniſſen vorenthalte, die für Sie nicht weniger Intereſſe haben würden, als für die Polizei.

Die Fahrt von Brüſſel war ſehr langweilig, obſchon der Kondukteur die halbe Nacht auf ſeinem Klapphorn muſizirte und mein Freund, der einige poetiſche Anlage hatte, aus den verſchneiten Umgebungen heraus uns allerlei Gebilde vorphantaſirte und beſtändig in einer „großen Stadt" zu ſein glaubte. Die übrige Reiſegeſellſchaft war ſehr ordinärer Natur und wir hielten ſie in ihrer Rohheit für fähig, „ihren eigenen Wohlthäter zu

freſſen". Wir hatten ſie zum Futter für die Wölfe auserſehen, von denen damals in der Gegend der Ardennen viele Heldenthaten erzählt wurden, im Fall wir eine Attaque dieſer fahrenden Helden ſollten zu erleiden haben.

Unter den langweiligen Städten unterſcheide ich ſolche, in denen ich nicht leben mögte, und ſolche, in denen ich nicht mögte begraben ſein. Die Feſtung Namür, in der wir Morgens anlangten und bis zum Nachmittag bleiben mußten, gehört zu der letztern Klaſſe, obſchon ſie in ihren Umgebungen recht hübſche Partien hat. In Namür hörte man von nichts Anderm, als von Wölfen, deren dort auch eine große Menge in Schafpelzen ſich aufhalten ſoll, und vom Schnee. Es wurde uns berichtet, daß auf der Tour nach Metz in den Ardennen förmlich der Himmel eingefallen ſei und der weiße Platfond deſſelben häuſerhoch auf den Wegen liege. Das waren ſchöne Ausſichten auf einer Tour, die ſelbſt in der günſtigſten Jahreszeit ſo wenig Unterhaltendes bietet. Wir fanden ſehr bald, daß man nicht übertrieben hatte. Eine ſolche Fahrt, meine Freundinn, habe ich in meinem ganzen Leben nicht gemacht und ich ſtehe nicht dafür ein, daß ſelbſt Ihre Gegenwart ſie

hätte angenehm machen können. Denken Sie ſich eine ſibiriſche Kälte und in dieſer Kälte eine Fahrt von mehreren Tagen durch eine zugeſchneite wilde Gebirgsgegend, in welcher bald der Wagen völlig ſtecken bleibt, bald ganze Gegenden im Schritt durchfahren werden, bald die Paſſagiere Stunden weit zu Fuß und bis an die Knie durch den Schnee krebſen müſſen, bald das Fuhrwerk umzuſchlagen oder in Abgründe zu ſtürzen droht — und Sie haben einige Züge von dem Bild unſerer Reiſefreuden. Dieſelben waren wirklich mitunter ſehr ernſter Natur. Der Wagen war oben auf die unvernünftigſte Weiſe mit Koffern und Gütern beladen, ſo daß der obere Theil ſchon auf gebahnten Wegen eine große Neigung zum Umſchlagen verrieth. Fuhr nun dieſer gewaltige Kaſten die hohen Berge hinab, deren Wege zum Theil mit Eis bedeckt, zum Theil durch die Glättung des Schnees zu einer Schlittenbahn geworden waren, ſo ſchwankte er in beſtändigen Schlangengeleiſen wie eine Schleuder hinter den Pferden her, und ehe man ſich's verſah, ſtand er völlig queer und rutſchte auf der abſchüſſigen Seitenchauſſee den Gräben zu, und plötzlich hatten die entſetzten Paſſagiere aus dem zum Umkippen ſchiefgeſtellten

Wagen die herrlichſte Ausſicht in die romantiſchen Abgründe. In ſolchen Augenblicken flog dann gleich die Thüre auf, Alles ſtürzte hinaus, an den obern Theil des Wagens wurde ein Seil angebunden und an dieſem Seil mußten die Paſſagiere dem Kondukteur den Wagen aufrecht erhalten helfen, wenn es gelingen ſollte, ihn aus ſeiner Stellung wieder heraus auf die Mitte der Chauſſée zu bringen.

Zu ſolchen Hinderniſſen, welche die Elemente ſchufen, kamen noch allerlei andere hinzu, welche durch die Nachläſſigkeit der Fuhrunternehmung entſtanden. Bald war das Pferdegeſchirr nicht in Ordnung, bald brach der Hemmſchuh, bald fand ſich ſonſt ein Aufenthalt. Mit welcher Liederlichkeit das Fuhrweſen der Meſſagerie gehandhabt wird, davon erlebten wir auf Koſten Ihres Geſchlechts ein ſprechendes Beiſpiel.

Auf der Fahrt zwiſchen Namür und Arlon ſtiegen auf dem Lande zwei junge Damen ein, die in der Gegend von Arville wieder ausſteigen wollten. In der Mitte der Nacht hält plötzlich der Wagen in einer einſamen Waldgegend an. Was ſoll geſchehen? Dem Kondukteur iſt eingefallen, daß er zwei Damen im Wagen hat, deren

Abſteigeort wir ſchon eine halbe Stunde vorbeigefahren ſind. Nun denken Sie ſich, daß dieſe Damen um Mitternacht durch den Schnee einer Waldgegend, die überall von Wolfsphantaſien bevölkert iſt, eine halbe Stunde zu Fuß gehen ſollen. Es blieb ihnen indeß nichts Anderes übrig, und während der Kondukteur ſich der nothgedrungenen Galanterie befleißigte, ſie zu begleiten, mußten wir Andern bis zur Weiterfahrt eine Stunde lang Betrachtungen über die Eitelkeit der irdiſchen Dinge anſtellen.

Am andern Mittag kamen wir mit erſchöpfter Geduld in Arlon an, wo es uns in einer freundlichen und warmen Wirthsſtube wieder menſchlich zu Muth wurde. Auch wurde dort mit der aufgethürmten Kofferlaſt des Wagens zugleich eine ſchwere Laſt der Angſt von den Herzen genommen. Von Arlon aus ging es im flotteſten Trab der franzöſiſchen Gränze zu, und mein Freund und ich, die wir jetzt allein im Coupé ſaßen, geriethen in die ſeeligſte Stimmung. Der Gedanke, auf franzöſiſches Gebiet zu kommen, hatte in der That etwas Erhebendes für uns, während wir in der vorherigen Nacht die Felder von Waterloo mit nationalſter Gleichgültigkeit paſſirt hatten. Was

hätte uns auch dort in Bewegung ſetzen ſollen? Nöthig ſind die Enttäuſchungen allerdings geweſen, welche ſich unſere Väter mit ihrem Blute dort erobert haben, aber für bloße Enttäuſchungen begeiſtert man ſich nicht, und wenn die Teutſchen ihre Schlacht bei Waterloo nicht gegen ihre andern Feinde wiederholen, ſo kann man nichts mehr bedauern, als daß ſie die Franzoſen beſiegt haben. Man muß die Waterlooſchen Felder als politiſcher Flüchtling paſſiren, erſt dann hat man den rechten nationalen Genuß davon. Meine Freundinn, Sie haben ſich die Politik verbeten; ich wäre ſonſt ſehr aufgelegt, Ihnen einige Waterlooſche Phantaſiebilder mit königlich preußiſchen Farben zu zeichnen. Wenn es ein anderes Leben mit Himmel und Hölle gibt, ſo kann ich mir in der Hölle keine größere Qual denken, als das Bewußtſein, für den teutſchen Polizeidespotismus ſein Blut vergoſſen zu haben. Doch genug davon. Wir ſind alſo im Begriff, zum erſten Mal den Fuß auf den freien franzöſiſchen Boden zu ſetzen. Den freien? Wenn nur die verwünſchte Paßpolizei nicht wäre! Sie werden begierig ſein, zu erfahren, wie ich über die Grenze gekommen.

Der Gränzort heißt Mont-Saint-Martin.

Dort werden von den Douaniers nicht blos die Effekten, ſondern auch die Perſonen revidirt, d. h. die Päſſe abgefordert. Bei der Viſitation unſerer Koffer richtete ſich die Hauptaufmerkſamkeit der jovialen Zollbeamten auf die Bücher. „Haben Sie Bücher?“ Aufzuwarten! „Teutſche oder franzöſiche?“ Blos teutſche und ruſſiſche. „Die können paſſiren.“ (Es war den Herrn um belgiſchen Nachdruck zu thun, der in Frankreich ſtreng überwacht wird.) „Haben Sie gar keinen franzöſiſchen Nachdruck aus Belgien, etwa den juif errant?“ Mit Nachdruck geben wir uns nicht ab, aber wenn Sie vom juif errant das Orginal ſehen wollen, ſo ſteht ſelbiges vor Ihnen. Dieſe Worte, welche eigentlich die Einleitung zu einem mehr als aufrichtigen Bekenntniß der Paßloſigkeit bilden ſollten, machten auf die empfänglichen Douaniers einen ſo erheiternden Eindruck, daß ich plötzlich einen großen Muth faßte, ein ſehr paßmäßiges, wie ein Normalſignalement ausſehendes Geſicht aufſetzte, und in dem benachbarten Wirthshaus eine Flaſche Wein kaufte, um — doch den Paß, Sie wollen den Paß. Denken Sie, was Sie wollen, denken Sie mich untergetaucht wie eine Ente, bis die Gefahr vorüber iſt, denken

Sie mich von einem plötzlichen Schlaganfall heimgesucht, denken Sie, ich sei gefallen, und habe von vier Mann in den Wagen gehoben werden müssen, kurz, denken Sie, was Ihnen beliebt, nur verbitte ich mir den Verdacht, als sei ich nach Belgien umgekehrt, denn bald nachher kamen wir in die Festung Longwy, wo — zum zweiten Male, und zwar von Militairpersonen, die Pässe abgefordert werden. Sie können denken, ich sei zum zweiten, sodann in Metz zum dritten, sodann in Straßburg zum vierten Mal untergetaucht — genug, von Saint-Martin bis Straßburg wird vier Mal der Paß abgefordert, und wer keinen hat, der kommt nicht durch.

Jetzt vergessen Sie diese Paßgeschichte trotz ihrer Räthselhaftigkeit und lassen Sie sich von einem grandiosen Abenteuer erzählen, das ich zwischen Longwy und Metz erlebte, oder anrichtete. Zu unserer Reisegesellschaft gehörten u. A. zwei französische Damen, eine Mutter mit ihrer Tochter. Sie sprachen ziemlich viel, wovon ich indeß nichts verstand, theils weil ich in der entgegengesetzten Seite des Wagens saß, theils weil ich des Französischen zu wenig kundig war; aber nichts destoweniger nahm ich großen Antheil an

ihrer Unterhaltung, da ihre wohlklingende Stimme und die zarte Betonung ihrer Sprache in mir die Vorstellung von zwei intereſſanten und reizenden Geſchöpfen von edelſter Bildung und zarteſter Weiblichkeit erregte, — ein Geſchäft der Phantaſie, das durch die Dunkelheit ungemein begünſtigt wurde. Zwiſchen dieſen beiden zarten Damen, welche die rechten Ecken des Wagens einnahmen, und meinem Freund und mir, welche in den linken Ecken ſaßen, waren noch zwei Herren eingepreßt, die an dem Diskurs lebhaften Antheil nahmen. Mit dieſer diskurrirenden Geſellſchaft beladen, hält der Wagen plötzlich ſtill, wahrſcheinlich weil die Pferde in dem tiefen Schnee eine Pauſe machen müſſen. Ich aber gerathe, ich weiß nicht wie, auf den Glauben, wir ſeien an einer Station, vielleicht gar in Metz angelangt. Von meinem Freunde angeſteckt, glaube ich in den verſchneiten Erſcheinungen um uns her Theile einer „großen Stadt" zu erkennen, öffne die Wagenthür und ſteige aus. Während ich — wir waren mitten auf dem Felde in einem koupirten Terrain — mit meinen halberfrorenen Füßen umhertrete und mich in der Dunkelheit nach einem Abſteigequartier umſehe, fährt der Wagen getroſt

von dannen. Ich höre das zwar an dem Knirſchen des gefrorenen Schnee's, glaube indeß, es komme bloß darauf an, in den benachbarten Poſthof hineinzufahren. Die Fahrt nach dem Poſthof wurde jedoch ſo lang, daß zuletzt Bedenken in mir aufſtiegen. Ich trabe alſo hinter dem Wagen her, hole ihn nach einer Viertelſtunde ein und ſehe, daß er ſich mühſam zwiſchen zwei hohen, zu Eis gefrorenen Schneewänden dahinwindet, an welchen die Räder ſo nahe vorbeiſtreifen, daß an ein Einſteigen nicht zu denken iſt. Ich faſſe Geduld und wandere ruhig hinter dem Wagen fort, aber der Hohlweg zwiſchen den Eiswänden nimmt kein Ende und ein Vorbeikommen bleibt unmöglich. Endlich bemerke ich, daß an der Seite, wo die Damen ſitzen, der Weg ſich etwas erweitert. Ich nehme den Augenblick wahr und riskire, entweder in einem Satz auf den Wagentritt zu gelangen, im nämlichen Moment die Thüre aufzureißen und mich in das Interieur zu ſtürzen, oder aber — unter die Räder zu kommen und an der unmittelbar wieder einbiegenden Eiswand zerquetſcht zu werden. Die Erwägung, daß der Wagen ſechstauſend Pfund wog, und zugleich der Gedanke an Sie, meine Freundinn, machten es

möglich, daß mir das Kunſtſtück, in den Wagen hineinzuſetzen, gelang. Aber jetzt? Ich hatte zwei Ueberröcke auf dem Leibe und über dieſen Ueberröcken einen großen Schlafrock, ſo daß ich eine ziemlich groteske und koloſſale Figur bildete. In dem Augenblick, wo dieſe Figur die Thür aufreißt, um ſich in den Wagen zu werfen, fühlt ſie vier wüthende, würgende Hände an der Kehle, die ſich unter dem Geſchrei „un brigand! un brigand!" alle mögliche Mühe geben, den Eindringling unter die Räder zu ſtoßen und ihn einem ſichern Verderben zu überliefern. Und dieſe Hände waren die Hände der beiden Damen von edelſter Bildung und zarteſter Weiblichkeit! Obgleich, wie Ihnen bekannt, ſehr eifrig der Galanterie befliſſen, vermogte ich doch nicht, dieſe Tugend ſo weit zu treiben, daß ich ihr zu lieb mein junges Leben in einem eiſigen Wagengeleiſe hätte laſſen ſollen; mit ungalanteſter Kraftentwicklung forcirte ich daher zwiſchen den zarten Damen und ihren galanten Nachbarn hindurch den Eingang und ſaß plötzlich wohlbehalten meinem erſtaunten Freund gegenüber, der geglaubt hatte, ich ſei in das Coupé geſtiegen, um mir beſſer die nächtlichen Schönheiten der „großen Stadt" betrachten zu können. Das Ge-

ſchrei der Damen hatte übrigens damit kein Ende, ſie hatten plötzlich ihre ganze Zartheit abgelegt und beſchuldigten den „brigand" auf die nachdrücklichſte Weiſe, daß er ihnen — einen Hut geſtohlen habe. Sie können ſich denken, daß dieſe Beſchuldigung, verbunden mit der kundgegebenen Grauſamkeit, welche mir nach dem Leben getrachtet hatte, bei mir, der ich in größter Aufregung über das vollbrachte Wageſtück war, die übelſte Auslegung fand. Die Wuth lehrte mir plötzlich Franzöſiſch ſprechen und von dieſer Wuth beſeelt ſprach ich folgende denkwürdige Worte: Mesdames, vous m'avez voulu tuer, vous êtes des hyênes; vous n'êtes pas mêmes des femmes, vous êtes des — pucelles! Wie ich an dieſe Worte kam, meine Freundinn, weiß ich nicht mehr, ſie machten aber die Szene noch tragiſcher, als ſie ſchon war. Von der einen Seite die Beſchuldigung des Diebſtahls, von der andern die Beſchuldigung eines Mordverſuchs mit der Reminiszenz aus Schiller:

„Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz"

und dann die puçelle von Orleans dazwiſchen und unter den Zuhörern ein banges Schweigen des Erſtaunens — Sie werden ſich die Situation

jetzt ſelbſt vergegenwärtigen können, in welche die Reiſegeſellſchaft mit einem Schlage gerathen war. Aber der Hut? Es ergab ſich ſpäter, daß ich wirklich bei meinem gewaltſamen Eindringen einen Hut mit fortgeriſſen hatte, der ſich in etwas veränderter Geſtalt zwiſchen den Reiſenden wiederfand.

Kurze Zeit nachher kamen wir in einer kleinen Stadt, Namens Ucange, an. Ehe wir uns darüber beſonnen hatten, daß wir an einer Station angelangt ſeien, war ſchon die ganze Reiſegeſellſchaft nebſt Kondukteur, Poſtillon und Pferden verſchwunden und mein Freund und ich, die nicht wußten, daß hier eine lange Pauſe gemacht wurde, denen auch kein Menſch eine Sylbe davon ſagte, fanden ſich plötzlich mitten in der Nacht im Poſtwagen allein. Nirgends hörte man einen Laut und keine Seele ließ ſich blicken. Blos eine Hundeſeele, ein kälbergroßer Bullenbeißer, der mein von der überſtandenen Aufregung noch todtblaſſes Geſicht für den Mond zu halten ſchien, machte um den Wagen die Runde und bellte uns aus Leibeskräften an. Endlich wurde uns die Situation gar zu langweilig und ich ſtieg aus, um auf Entdeckungen auszugehen. So ge-

lang es mir denn, einige Minuten vom Wagen entfernt ein Wirthshaus aufzufinden, in welchem der rückſichtvolle Herr Kondukteur, der uns ohne Weiteres im Stich gelaſſen, ganz großartig hinter einer Kaffeekanne ſaß. Ich erkundigte mich nach den beiden Damen, um in der Reue meiner wiedererwachten Galanterie einen Verſuch zur Verſtändigung zu machen, und erfuhr, daß ſie zu Bette gegangen waren. Requiescant in pace! Wer waren ſie? Die Frau eines — Douanenbeamten mit ihrer Tochter. Dieſe Qualität machte allerdings die Unbedenklichkeit, womit ſie einen in Lebensgefahr ſchwebenden chineſiſchen Flüchtling ſofort als „brigand“ attakirt hatten, einiger Maßen erklärlich.

In Metz — eine ſchreckliche Stadt, mit der ſchmutziggelben Todtenfarbe ihrer Häuſer — langten wir Morgens als lebendige Eisklumpen an. Im Hôtel de l'Europe, das ich Jedem empfehle, der Geld zu viel hat, ließen wir uns an einem kleinen Herdfeuer, das 20 Groſchen koſtete, ein Paar Stunden aufthauen und benutzten dann, da der Wagen nach Straßburg ſchon beſetzt war (Beiwagen werden nicht gegeben), die nächſte Fahrgelegenheit nach Nancy, um nur aus dem

fatalen Metz hinauszukommen. Auf der ganzen Tour nach Nançy, die uns übrigens manche hübſche Moſelgegend kennen lehrte, begegneten wir überall jener gelben Häuſerfarbe von Metz. Ich habe vergebens nachgedacht, um für dieſe gelbe Leidenſchaft eine Erklärung zu finden. Wenn ſie auf den Geiſt der Menſchen ſchließen läßt, ſo muß Lothringen ein wahrer geiſtiger Kirchhof ſein. Nançy gilt für das ſchönſte Monument auf dieſem Kirchhof. Wir kamen bei Nacht dort an und fuhren vor Tagesanbruch wieder ab, ſo daß wir faſt nichts von der Stadt zu ſehen bekamen. Der nächſte bemerkenswerthe Ort war Lüneville. Dort zwängte ſich zwiſchen meinen Freund und mich ein Familienvater, Schwabe von Geburt, Möbelfabrikant von Geſchäft, in das Coupé, um uns bis Straßburg nicht wieder zu verlaſſen. Der Mann war mitunter ſehr langweilig, aber doch der intereſſanteſte Reiſekompagnon, den wir bis dahin gehabt hatten. Er hielt uns Anfangs für Engländer, um zu zeigen, daß er Welt beſitze, ſpäter aber für Teutſche, was wir uns gefallen ließen, um die nationalen Sympathien nicht zu zerſtören. Ich erwähne des Mannes weitläufiger, weil er eines der ausgeſuchteſten Exemplare jener

Spezies war, deren Seele heißt: Geld. Es ist unsinnig, einen Menschen zu verabscheuen, weil er Geld hat, wie das bei Manchen schon Mode geworden ist; aber ein Mensch, der an gar nichts denkt, als an Geld, und zwar bloß des Geldes wegen, ist ekelhaft. In jedem Worte unseres Reisegefährten, er mogte sprechen, wovon er wollte, hörte man den Klang des Geldes. Der Mann hatte als Handwerksbursche die halbe europäische Welt durchwandert und Manches gesehen und erfahren, bis er sich zuletzt in Lüneville niederließ und es dort zu einem hübschen Wohlstand brachte. Von diesem Wohlstand erzählte er bis in den Keller hinein, worin er 18 Ohm Wein habe (aber nicht zum Trinken, sondern nur um sie zu besitzen oder gelegentlich einen Profit darauf zu machen); auf diesen Wohlstand bezog sich seine Religion, auf diesen Wohlstand seine Politik. Er rühmte Ludwig Philipp als einen großen Mann, unter dem sich in Ruhe ein Wohlstand erwerben lasse, nur seien die Steuern, welche die Industrie- und Gewerbs-Klasse zu zahlen habe, etwas sehr hoch, während die Bauern ihren Wohlstand ohne Steuerdruck erwerben könnten. Algier koste viel Geld, die Pariser Forts ebenfalls, aber Beides

ſei doch nothwendig, denn Ludwig Philipp wiſſe, was er thue, und er ſei der Vater des Wohlſtandes. O unausſprechliches Glück, einen Wohlſtand zu beſitzen! Und doch ſei dieß Glück nicht unverfälſcht, denn wenn er auch zwölf Geſellen halte und ſo und ſo viel tauſend Franken bereits zurückgelegt habe, ſo gehöre er doch nicht zu den eigentlichen Bourgeois, die mehr beſitzen, als ſeinen Wohlſtand, und mit Geringſchätzung auf denſelben hinabſehen. Aber nur Geduld! Er reiſe jetzt nach Schwaben, um eine Erbſchaft zu erheben, und dadurch werde ſein Wohlſtand wieder bedeutend in den Komparativ gebracht. Wohlſtand, Wohlſtand! Er wiſſe, was es heiße, einen Wohlſtand zu beſitzen. Alles, was ihm früher Freude gemacht, ſei ihm jetzt gleichgültig geworden, nur die Politik feſſele ihn noch, denn davon hange ſehr viel ab. „Meine Herren, ſo ſchloß er ſeine Vorleſung, „das Leben bringt große Aenderungen im Menſchen hervor; meine Herren, — ich habe den Wolf geſehen!“ Mit dieſer Redensart wollte er den Ernſt des Lebens, der ſich als Noth des Lebens zu erkennen gebe, bezeichnen und zugleich erklären, daß der Menſch Alles d'ran geben müſſe, was ihn in die Gefahr

des Nichtwohlſtandes bringen könne. Dieß ſagte der Mann, weil er ſich bewußt war, urſprünglich freiſinnig geweſen zu ſein. Bei den Aeußerungen dieſes angehenden Geldwolfs (er wußte in der That ſo gut über Politik mitzuſprechen, daß er völlig zurechnungsfähig war) konnte ich mich nicht enthalten an Lelewel zu denken. Lelewel, du haſt den Wolf geſehen, öfter als unſer Bourgeois, und du verkehrſt noch täglich mit ihm, aber der Wolf zeigt dir vergebens die Zähne. Ein Wolf frißt nur, was zum Vieh gehört, und es iſt entſetzlich, wie viel ein Wolf frißt. Es gibt unendlich viel Politiker und unendlich viel „Freiſinnige;" wie Viele gibt es, die den Wolf ſehen können? Meine Freundinn, man findet trotz der Maſſe verächtlichen Geſindels hoher und niederer Art noch manchen Menſchen, den man ehren kann; keinen auf der Welt aber ehre ich höher, als den, der da ſagen kann: ich bin, was ich war und bleibe, was ich bin und — „habe den Wolf geſehn."

Unter den Wohlſtandsunterhaltungen unſeres ſchwäbiſch-franzöſiſchen Bourgeois, der den Wolf geſehen hatte, kamen wir in die Himmelsregion der Vogeſen. Was der Winter in den Ardennen

möglicher Weiſe an uns verſäumt haben mogte, das holte er in den Vogeſen doppelt nach. Schnee, Sturm, Eisregen, Nordpolskälte — Alles aus der erſten Hand, und was die Natur unterließ, das richteten die Menſchen aus.

In einem kleinen Städtchen ſtieg eine ſtarkgegliederte, pausbackige Elſaſſerinn auf; ſie ſchien von Geſchäft eine Viehmagd zu ſein. Da im Wagen kein Platz mehr war, mußte ſie mittelſt einer Leiter in die imperialiſchen Regionen des Kondukteurs befördert werden. Der Kondukteur, galant und weinerfüllt, nahm die neue Begleiterinn mit offenen Armen auf. Er war in mehrere ſchwarze Schaf- und Bärenfelle gekleidet, in dieſer Umhüllung beinahe eben ſo breit, wie lang, und würde in der Dunkelheit überall für einen Newfoundländer oder einen Tanzbären gehalten worden ſein. Dieſen Newfoundländer mit ſeiner ebenbürtigen Begleiterinn über uns, gelangten wir glücklich zur nächſten Station. Plötzlich kugelt der bärenfellige Edle wie ein rieſiger Igel von der Imperiale herab und fährt mit der Tatze neben mir durch die Fenſterſcheibe, daß die Trümmer durch das Coupé umherfliegen. Was war geſchehen? Ob eine Brunhildiſche Szene aufgeführt

wurde, oder ob der Newfoundländer beim Absteigen ſeiner Begleiterinn hülfreiche Hand hatte leiſten wollen und wegen ſeiner Betrunkenheit den feſten Fuß verloren, weiß ich nicht — genug, durch die offenen Fenſterſcheiben ſtrömte von nun an eine ſolche Quantität Winter auf mich ein, daß der Ueberzug von einem halben Dutzend Bären mich nicht hätte ſchützen können. Doch was war zu thun? Ich that, was ich ſchon ſo oft habe thun müſſen, ich faßte mich in Geduld. Wir kommen weiter. Der Poſtillon hält mitten im Felde an, um etwas am Geſchirr in Ordnung zu bringen, und der Kondukteur ſteigt mit ſeiner verbundenen, blutigen Hand ebenfalls ab. Als der Poſtillon wieder aufſteigt, ſtößt er mit ſeinem Holzſchuh — ein Schutz gegen Schnee und Kälte — die vor mir befindliche Fenſterſcheibe ebenfalls ein. Jetzt ſaß ich vollſtändig im Freien und fühlte mein Ende herannahen. Dieß Gefühl überwand meine Geduld, ich riß die Thür' auf und ſtürzte mich wüthend auf den Newfoundländer, um ihn dahin zu bringen, daß er die Fenſterſcheiben reparire und mich vor dem ſichern Untergang bewahre. Er wollte mich nöthigen, bis zur nächſten Station zu warten, ich erklärte ihm indeß, daß

ich ihn nicht eher wieder auf den Wagen hinauf=laſſen werde, als bis er die Fenſterſcheiben repa=rirt habe. Der Poſtillon fluchte und ſchlug auf die Pferde. Ich trabte mit dem Newfoundländer neben dem Wagen her und vertrat ihm beſtändig den Weg. Als wir in dieſer Weiſe fluchend und ſchimpfend eine Zeit lang getrabt hatten, begriff ich endlich, daß der Mann mich mit vollem Recht fragen konnte:

Wächſt mir 'ne Fenſterſcheibe in der flachen Hand?

Dieſe Reminiszenz, welche mir es in's Ge=dächtniß rief, daß dem armen Newfoundländer wirklich von ſeinem Fall her die Stücke einer Fenſterſcheibe in der Hand wuchſen, mahnte mich an meine Grauſamkeit und ich machte der Traberei ein Ende. Zum Lohn für dieſe Menſchlichkeit kam ich verfroren bei der nächſten Station (Pfalsburg) an, wo um Mitternacht der Fenſtermacher aus dem Bette geholt werden mußte.

Ich könnte meinen Bericht über unſere Reiſe=annehmlichkeiten noch bedeutend verlängern und Ihnen z. B. erzählen, wie ſogar die Pferde vor unſerm Wagen einander todt ſchlugen, als ſei in der That der jüngſte Tag gekommen; Sie werden

indeß nach den erzählten Begegniſſen ſchon hinlänglich ermeſſen können, was Sie an mir zu verantworten haben, ſeitdem Sie mir ein Rendezvous in der Schweiz gegeben. Ich übergehe alſo allen weiteren Zwiſchenraum, ſelbſt das romantiſche Städtchen Saverne, wo einſt Fridolin „in der Furcht des Herrn" (d. h. des Herrn Grafen) gewandelt hat, und verſetze ſie unmittelbar nach Straßburg, wo wir endlich nach einer beinahe achttägigen Reiſe mit einem ähnlichen Gefühl anlangten, wie die Kreuzritter vor Jeruſalem.

Straßburg hatte ich mir als eine impoſante Stadt gedacht, es hat mir indeß dort nichts imponirt, als der Kirchthurm und der Paßkommiſſär. Den Eindruck, den die äußere Stadt mit ihren alterthümlichen, verkrüppelten, verſchrobenen Häuſern auf mich gemacht, mögte ich in die Worte faſſen: hier ſcheinen viel Wanzen zu ſein. In Straßburg ſcheint ein großartiger Philiſterſinn zu herrſchen, dagegen wenig geiſtiges Intereſſe und noch weniger „teutſcher Sinn," den man nach manchen Darſtellungen vorausſetzen könnte, vorhanden zu ſein. Man beſtrebt ſich dort vielmehr, einen Gegenſatz gegen das Teutſchthum zu bilden, obſchon die teutſche Sprache im gewöhnlichen Leben nach

wie vor die Hauptſprache iſt. Daß die Elſaſſer ſich nicht nach Teutſchland zurückſehnen, kommt den nationalen Stroh-Köpfen verwunderlich vor. Sie wären wahrlich nicht werth, Franzoſen zu ſein, wenn ſie unter den jetzigen Verhältniſſen wieder Teutſche werden wollten. Doch das gehört nicht hierher; Sie wollen keine Politik. So ſteigen Sie mit mir hinauf auf die Plateform der Münſterkirche und in die berühmten Schneckenſtiegen des großen Thurms, des würdigen Rivalen des Kölner Doms. Trotz der bezogenen Winterluft konnten wir nach der einen Seite hin die Vogeſen, nach der andern den Schwarzwald mit dem Rhein erblicken. Da oben an dem Platze, wo Göthe geſeſſen, einen Sommerabend zuzubringen, muß allerdings wohlthuender ſein, als eine Winterreiſe durch die Ardennen und Vogeſen. Der Wächter zeigt den Beſuchern eine Menge eingemauerter Steine, worauf die Namen der berühmMänner gezeichnet ſtehen, die den Thurm hinaufgeklettert ſind. Unter ihnen befindet ſich auch Voltaire. Von ſeinem Namen ſind indeß, angeblich durch den Blitz, wahrſcheinlich aber durch die Pfaffen, ſo viel Buchſtaben weggekratzt, daß beinahe das Wort Volte herauskommt, ſo daß

man ſagen könnte, der Blitz habe dort oben die Volte geſchlagen.

Wenn Sie nach Straßburg kommen, meine Freundinn, ſo verſäumen Sie ja nicht, Mittags zwölf Uhr in den Münſter zu gehen und die berühmte Uhr ſchlagen zu ſehn. Da wird u. A. der Tod in leibhaftiger Furchtbarkeit, ſodann Chriſtus mit ſeinen Apoſteln und namentlich der famoſe Hahn ſich Ihnen produziren, welcher den Petrus ſo hübſch angeführt hat. Er kräht ſehr ausdrucksvoll, ſchlägt die Flügel mit triumphirender Malice, und das Alles nach den Eingebungen eines chriſtlichen Uhrwerks. Ich muß geſtehen, daß ich nicht leicht etwas Abgeſchmackteres geſehen habe, als dieſen heiligen Marionettenkaſten, belebt durch die künſtlichſte Uhr der Erde. Selbſt die dummſten, gläubigſten Bauerngeſichter verzogen ſich zu einem höhniſchen Lachen vor dieſem Schauſpiel, wie ſehr daſſelbe auch berechnet ſein mag, den Wunderkultus zu unterſtützen. Man mögte davon laufen tauſend Stunden weit, wenn man das Mittelalter in ſeinem kirchhöflichen Aufzug ſo ſchwarz an ſich vorüberſchreiten ſieht, wie es noch in Straßburg konſervirt wird. Ich für meinen Theil werde immer melancholiſch durch ſolchen Kultus

und meine Vernunft zieht ihre Trauerkleider an, ſo oft ſie ihm begegnet.

Da ich Geſchäfte hatte, welche mich in Straßburg acht Tage aufhielten, mußte ich meinen poetiſchen Freund nach der Schweiz vorausreiſen laſſen. Auch in Straßburg hatte ich Gelegenheit, mit ein Paar teutſchen Flüchtlingen bekannt zu werden, die dort indeß ſehr ruhig leben und in ihrer Vereinzelung ſich wenig bemerkbar machen. Das Bemerkenswertheſte, was ich während jener acht Tage gethan, war, daß ich bis auf die Mitte der Kehler Brücke ſpazieren ging, um eine Flaſche mit einem Papier in den Rhein zu werfen, worauf folgende Worte geſchrieben ſtanden:

Nahru Batalla Wituhmil Erra,
Sigurin elt ar Mita Biterra.

Wer die Flaſche gefunden und die Worte enträthſelt hat, wende ſich an E. F. Jariſon in Straßburg und nehme dort als Prämie fünfhundert Franken in Empfang.

Bei der Fahrt von Straßburg nach Baſel durch das Elſaß verſetzte ich mich in die Lage eines teutſchen Nationalen und wurde dadurch auf fremde Rechnung ganz neidiſch gegen die Franzoſen

geſtimmt, denn es iſt Schade um die teutſche Romantik, daß ſie ein ſo ſchönes Land mit ſo maleriſchen Bergen und ſo romantiſchen Ruinen in fremden Händen laſſen muß. Es mag dort noch manche Marburg und mancher Stolzenfels liegen, die ſich trefflich zu Geburtstagspräſenten für gekrönte Häupter eigneten. Wenn wieder ein Krieg gegen Frankreich ausbräche, ſo bedürfte es nur eines Hinweiſes auf die Romantik des Elſaſſes, um die loyalen Teutſchen zu Helden zu machen und die „Marken des Vaterland" wieder zu erobern. Endlich langten wir bei dem Gränzort St. Louis an und ſahen die erſte Schweizerſtadt vor uns. So ſollte alſo meine langjährige Sehnſucht, einmal in meinem Leben das Land der Berge zu ſehen, ſeine Erfüllung finden. Freilich hatte ich niemals gedacht, daß es auf ſolche Veranlaſſung geſchehen würde. Doch ſo oder ſo, es gilt gleich: ich ſah die Berge vor mir und hatte nur zwei Schritte bis Baſel. Vor einer neuen Landesgrenze ſtehend, ſetzte ich mich wieder in die erforderliche Poſition, um der Douanen- und Paßreviſion begegnen zu können. Aber wie erſtaunte ich, als von dem franzöſiſchen Grenzbahnhof der Omnibus Menſchen und Koffer in das Schweizer-

land hineinführte, ohne daß auch nur eine polizeiliche Seele ſich um ſie bekümmert hätte! Wahrlich, wenn etwas geeignet iſt, beim Eintritt in ein Land ein günſtiges Vorurtheil für daſſelbe zu erwecken, ſo iſt es der freie Eintritt. Wir ſind überall ſo ſehr an Abſperrungen, Kontrollen, Viſitationen, Plackereien und Teufeleien gewöhnt, daß wir in einer neuen Welt anzulangen glauben, wenn wir irgendwo den Strich, den man Grenze nennt, ohne Hülfe von Douaniers und Poliziſten überſchreiten können.

In Baſel mich umzuſehen, fand ich keine Zeit, denn ich benutzte am nämlichen Abend, wo ich ankam, die Poſtgelegenheit, um bis zum nächſten Morgen nach Zürich zu gelangen. Zürich! Mein poetiſcher Freund hatte bei meiner Ankunft ſchon ein Gedicht fertig, das alſo begann:

„An dem See von Zürich,
Welch' ein Leben führ' ich," u. ſ. w.

Meine Freundinn, wenn Sie erſt Zürich geſehen hätten, ſo würde Ihnen der Abſchied von Ihrem Mutterlande viel leichter werden. In Zürich haben Sie Teutſchland und Italien zugleich. Rechts und links von Bergen begleitet,

kommen Sie von Baſel her durch freundliche, mit Landhäuſern untermiſchte Dörfer und ſchöne Fluren in die freundliche Limmatſtadt. Nachdem Sie einige Straßen durchfahren, gelangen Sie plötzlich auf die letzte Brücke, welche über die kriſtallklare Limmat führt, und ſehen vor ſich den langhin geſtreckten Zürichſee. Seine Ufer ſind von Zürich aus an beiden Seiten Stunden weit mit Dörfern und Landhäuſern in faſt ununterbrochener Reihe beſä't, in deren Rücken ſich rebenbeſetzte und bewaldete Bergzüge erheben, welche die ganze ſchöne Landſchaft einfaſſen. Man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß Zürich mit den andern Orten des See's ſich einſt zu einer ungeheuren Weltſtadt verbinden werde. Den Zürichſee hinauf, der ſich acht Stunden weit erſtreckt, erheben ſich im Hintergrunde die ſchroffen Häupter der Glarner Alpen, welche bis zu einer Höhe von 11,000 Fuß den Blick feſſeln und bei Abend ihre ewig mit Schnee bedeckten Gipfel von der untergehenden Sonne vergolden laſſen. Da haben Sie einige Züge zu dem Bilde der Gegend von Zürich, welche einzeln hinzuzeichnen ich unterlaſſe, um Sie noch mehr zur Selbſtbeſichtigung anzureizen. Die ganze Gegend iſt ein

Garten, ein Spaziergang, eine Schönheit und — ihre Seele iſt Freundlichkeit. Eins nur werden Sie hier vermiſſen, was Ihnen in Teutſchland ſo viel Vergnügen machte: in der Schweiz gibt es keine Nachtigallen. Doch iſt denn die Nachtigall eine Verkünderin der Freude? Darauf kommt ja Alles an. In den Annoncen, welche Wohnungen ausbieten, wird hier als gewöhnlicher Charakter derſelben die „Frohmüthigkeit" hervorgehoben: Ein „frohmüthiges Wohngemach." Auf den Schildern verſchiedener Wirthshäuſer lieſ't man die Aufſchrift: „zum Frohſinn," „zur froben Ausſicht" u. ſ. w. Dieſe Bezeichnungen gehören ſämmtlich in das Lexikon der Umgegend. Die „Frohmüthigkeit" iſt ihr Hauptcharakter. Man muß in der That vom Unglück verfolgt werden, oder ein unheilbarer Hypochondriſt ſein, wenn man am Zürichſee nicht „frohmüthig" geſtimmt wird. Ich bin ein ganz anderer Menſch geworden, ſeit ich nach Zürich kam. Meine Wohnung war ſo gelegen, daß ich Morgens ſchon aus meinem Bette den See überblicken, die weißen Landhäuſer ſich in ſeinem Spiegel vor lauter „Frohmüthigkeit" auf den Kopf ſtellen und die jodelnden Schiffer mit ihren ſchlanken Kähnen

ſeine glatte Fläche durchfurchen ſehen konnte. Die Abende waren noch ſchöner, und wie müſſen ſie erſt im Sommer ſein, wenn man in traulicher Geſellſchaft oder bei einem Glaſe würzigen „Valteliners" oder „Neſtenbachers" mit einem ſchaukelnden Kahn den hallenden See durchrudert, oder von den umherliegenden Bergen aus die blühende Landſchaft überträumt! Meine Freundinn, ich würde in Zürich ein Romantiker geworden ſein, wenn ich ihn nicht ſchon hinter mir hätte. Und doch bin ich um eine Zeit dahin gekommen, wo alle Welt in Aufregung und Verwirrung war. Die Romantik des Bürgerkriegs hätte die Romantik der Natur leicht paralyſiren können. Es wurde damals grade die Luzerner Affaire eingeleitet. Die Unternehmung der Freiſchaaren, welche meiſt bei Nacht ihrem Ziel zumarſchirten, bereitete ſich ganz in der Stille vor, ohne daß man etwas Anderes von ihr gewahr wurde, als die Zeitungsberichte und verworrene Gerüchte. Kaum aber zeigte ſich die Lage der Dinge in der traurigen Niederlage der Freiſchaaren und dem blutdürſtigen Triumph der Jeſuitenpartei, ſo war gleich von allen Seiten das Militär auf den Beinen. In der Nacht hörte ich

die Trommel rühren, und am andern Morgen überraſchte mich ſchon eine wie aus dem Boden aufgetauchte Truppenmacht, Infanterie, Kavallerie und Artillerie. In keinem „Militärſtaat" kann ſchneller das Militär bei der Hand ſein, als in dieſem Freiſtaat ohne ſtehendes Heer. Die Schweiz kann in wenigen Tagen 100,000 Mann auf die Beine bringen. Auch habe ich mich gewundert über die männliche Haltung der ſchweizeriſchen Soldaten, welche bei aller Ungenirtheit und Zwangloſigkeit den wahren Geiſt freier Wehrhaftigkeit an den Tag legte. Ueberhaupt habe ich in wenigen Tagen ganz andere Begriffe von der Schweiz erhalten, als mir die entſtellenden Berichte des Auslands bis dahin beigebracht hatten. Namentlich hat mich die lebendige, erregte Theilnahme, die bis zum Dienſtboten und zum Handwerker hinab Alles für die Politik an den Tag legte, überraſcht und erfreut. Was iſt das doch für ein anderes Leben, als bei uns, wo Jedem ſein Stück Politik von der Polizei zubereitet und zugemeſſen wird! Und ein ſolch erregtes Leben nennt man in Teutſchland ein unglückliches! Wenn man in die Schweiz kommt, ſo denkt man nur an Verwirrung, Anarchie, Banditen und Todtſchlä-

ger. Die Schuld davon trägt die Styl gewordene Verläumdung, namentlich der teutſchen Preſſe. Ich bin in die Schweiz gekommen zu einer Zeit, wo die Zuſtände mich in ungünſtigen Vorurtheilen hätten beſtärken müſſen, und dennoch behaupte ich, daß die Schweizer durchweg verläumdet werden. Die Schweizer ſind ein nüchternes, praktiſches Volk, das wahrlich nicht zum bloßen Vergnügen Anarchie treiben wird, und wenn ſie ihre Freiheit benutzen, um ihre Theilnahme an ihren Angelegenheiten zu bethätigen, ſo haben nicht ſie die Schuld, daß dieſe Bethätigung keine glänzendere Früchte trägt. Man entferne die ausländiſchen Intriguen und mache aus der Schweiz eine Einheit, ein die Kantonalzerſtückelung beſeitigendes Staatsganzes, und man wird anders über ſie urtheilen lernen. Doch — ich verirre mich als geweſener Soldat in das Militär und als politiſcher Flüchtling wieder in die Politik. Verzeihen Sie mir das, ich werde Sie gleich durch eine Zugabe von Romantik wieder zu beſänftigen ſuchen.

Bevor ich mich in meinem neuen Wohnort einrichtete, wünſchte ich, den Züricher See bis in die obere Gegend kennen zu lernen. Es bot ſich

mir hierzu eine paſſende Gelegenheit, als ich in Geſellſchaft meines poetiſchen Freundes einen Ausflug nach Rapperswyl machen konnte, ein Städtchen ſechs Stunden von Zürich, wohin man in zwei Stunden mit dem Dampfſchiff gelangt und in deſſen Nähe mein Freund ſich eine reizend gelegene Sommerwohnung gemiethet hat. Ich ließ ihn dort in ſeiner idylliſchen Einſamkeit allein und ſetzte mit einem Kahn nach einer andern Einſamkeit hinüber, um auf den Beſuch bei einem lebenden Poeten den Beſuch bei einem todten folgen zu laſſen. Errathen Sie, welche Einſamkeit ich meine? Ufnau! Es war ein herrlicher Frühlingstag, ein beinah heißer Aprilmittag, als ich zu der Inſel hinüberſchiffte. Der See war glatt wie ein Spiegel und ſchon in ziemlicher Entfernung vom Ufer ließ er durch ſein kryſtallenes Waſſer auf den tiefen Grund ſehen. Ich zitirte alle Geiſter aus der Höhe und aus der Tiefe, um in angemeſſener Begleitung den letzten Aufenthaltsort jenes Mannes zu betreten, der allerdings mehr als hundert Andere einen Anſpruch auf unſere Pietät hat, weil er nicht bloß ein kräftiger und kühner Geiſt, ſondern auch ein kräftiger und kühner Charakter war, einer jener

ſeltenen Charaktere, die nur leben können, wenn ſie für ihre Ueberzeugung leben, und die eher Alles in die Schanze ſchlagen, als ihr Streben nach Wahrheit in feigen Rückſichten untergehn laſſen. Der Kahn ſtößt an's Land und ich betrete die Ruheſtätte Ulrichs von Hutten, des Koryphäen der teutſchen Flüchtlinge. Indem ich in feierlicher Stimmung der alten Kirche zuſchreite, welche in der Ferne zuerſt den Blick auf ſich zieht, begegnet mir eines jener kleinen Ereigniſſe, die ſo oft als Poſſen des Zufalls das Leben erheitern. Ich ſehe nämlich aus einem alten Hauſe einen gelben Hund von der Größe eines Kalbes auf mich losſtürzen. Kein Gebell läßt er hören, aber bald in wilden Sätzen und bald in ſchleichendem Lauf, mit unverwandtem Blick und einer unheimlichen Tigerhaftigkeit eilt er näher, immer näher. Da mich der Zufall ſchon häufig in Kolliſionen mit großen Hunden geführt, wobei ich immer Sieger geblieben war, ſo hatte die Annäherung des Ufnauer Tigers anfänglich nichts Beunruhigendes für mich; da er aber lautlos und mit jener eigenthümlichen Angriffshaltung wilder Thiere unverwandt auf mich zukam, hielt ich es doch für nöthig, mich einiger Maßen vorzuſehen. Ich hob

daher meinen Stock hoch in die Luft, um ihm per Telegraph zu bedeuten, daß er nicht ungeſtraft ſich an meiner feierlich geſtimmten Perſon vergreifen würde. Aber weder mein Stock noch mein feſter Gang imponiren ihm, er ſchleicht immer näher mit funkelndem Blicke und ſchon ſchickt er ſich an zu einem Tigerſprung. Iſt denn kein Menſch in der Nähe, der dem Unthier die Rückkehr gebieten kann? Niemand läßt ſich ſehen. So bin ich alſo nach Ufnau gekommen, um dem edlen Ulrich von Hutten meinen Beſuch abzuſtatten, und werde von ſo einer gemeinen Hundsbeſtie empfangen, muß mit dieſer Beſtie einen Kampf auf Leben und Tod beſtehen. Indem ich mich eben zu dieſem Kampf anſchicke — fühle ich die Beſtie ſchon an meinem Halſe. Mit einem plötzlichen Satz kommt ſie meinen Maßregeln zuvor und umarmt mich wie ein Bär. Sie werden denken, jetzt ſei es um mich geſchehen. Was würden Sie aber denken, wenn Sie mich, die Beſtie am Halſe, plötzlich in ein gewaltiges Lachen ausbrechen ſähen? Meine Freundinn, ich habe durch dieſen Hund erfahren, welch ein Unglück es iſt, wenn man ſich nicht verſtändlich machen kann. Der Hund von Ufnau, das gutmü-

thigſte Thier der Welt, kam nicht, um mich anzugreifen, ſondern um mich zu begrüßen, und mein aufgehobener Stock ſchreckte ihn nicht zurück, weil er in ſeiner inſulariſchen Unverdorbenheit eine feindſelige Begegnung nicht einmal als möglich annahm. Er war die Freundlichkeit ſelbſt, aber das Organ der Freundlichkeit fehlte ihm: der Schwanz. Dem armen Hund hatte die grauſame Kultur den Schwanz bis auf die Wurzel abgehauen, und erſt als er mich umarmte, merkte ich an der Bewegung des kurzen Nachwuchſes, daß der Freundliche im eifrigſten und herzlichſten Wedeln begriffen war. Ein glücklicher Zufall hatte ihn davor bewahrt, ſeine freundliche Begrüßung mit einem mörderiſchen Stockhieb erwiedert zu ſehen. Mögte dies Beiſpiel eines grauſamen Mißverſtändniſſes dazu beitragen, daß man Jedem das Seine laſſe und namentlich keinen Hund der Sprache des Herzens beraube. Bei einem dreſſirten Hunde iſt der Schwanz das Organ der Servilität, bei einem freien iſt er das Organ der Herzlichkeit, denn ſelbſt ein Hund erhält und verliert ſeinen Werth mit der Freiheit. Ich weiß nicht, ob meine Sympathie für den Freiheitshelden Ulrich von Hutten dem Wächter ſeines

Grabes mit zu gut kam, genug in Begleitung des Hundes verlebte ich einen ganzen Tag auf der Inſel und das unbedeutende Begebniß beim Empfang war für meine Stimmung nicht wenig entſcheidend.

Ich hatte in Rapperswyl ſchon einen Platz auf der Poſt bezahlt, die ich Nachmittags in Stäfa zu treffen gedachte; als ich aber zu Ufnau angekommen war, ſchickte ich meinen Fährmann zurück und beſtellte ihn auf den andern Tag. Es gefiel mir auf der Inſel gar zu gut, wenn ſie auch weiter keine Reize hat, als die Erinnerung an ihren einſtigen Schützling und die herrliche Rundſchau auf die Berge und den See. Soll ich Ihnen erzählen, was ich während der vierundzwanzig Stunden auf der Ufnau gemacht habe? Ich habe dort Vorſtudien zu der Kunſt des wiſſenſchaftlichen Reiſens gemacht. So ſei Ihnen z. B. das mineralogiſche Bekenntniß abgelegt, daß die Inſel Ufnau mir aus Konglomerat und Schieferfelſen zu beſtehen ſcheint. In botaniſcher Hinſicht habe ich von quercus vulgaris, crocus intervinalis, stumpus haselstockius u. ſ. w.; in zoologiſcher Hinſicht, außer von obbemeldtem Thier, von anser schnatterificus, lacerta langschwanzia

u. ſ. w. zu berichten. In anthropologiſcher Beziehung iſt zu ſagen, daß die Inſel bewohnt iſt von einem Pächter nebſt Frau, vier Töchtern und drei Söhnen. Wär' ich nun ſchon ein Mann der Wiſſenſchaft, ſo könnte ich Ihnen noch einen reichen Schatz von Früchten meines Aufenthalts darreichen. Aber als naturwüchſiger Sohn des Lebens muß ich mich, außer dieſen wiſſenſchaftlichen Bemerkungen, auf die rohen Erlebniſſe und Beobachtungen der Perſon beſchränken. Ich betrachtete alſo zuerſt die Gebäulichkeiten der Inſel und berichte Ihnen darüber im Einzelnen, weil Sie ſich ſo ſehr für das Aſyl Huttens intereſſiren. Unter den Gebäuden ſteht oben an die alte verkommene Kirche, in welcher aber doch noch Morgens fünf Uhr von dem Sohn des Pächters die Frühglocke geläutet wird. Unter der Kirche befindet ſich ein Beinhaus mit einer Menge weißer Schädel. Ich habe ſie alle mit phrenologiſcher Neugier betrachtet in der Hoffnung, einen unter ihnen zu finden, der möglicher Weiſe der Schädel Hutten's ſein könnte. Allein ſie ſahen alle ſo patzig darein, daß ich ſie nur für Schädel obscurorum virorum halten durfte. Außer der Kirche ſind noch zwei alterthümliche, zum Theil ver-

fallene Gebäude vorhanden, die ſich ſehr gut zu Sommerwohnungen einrichten ließen; aber auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß die Eigenthümer der Inſel, die Mönche des Kloſters Einſiedeln, außer ihrem Pächter keinen Bewohner auf ihrem Beſitzthum dulden, auch daſſelbe zu keinem Preiſe abtreten wollen. Ob ſie etwa fürchten, das Andenken Hutten's könne auf eine antijeſuitiſche Weiſe ausgebeutet werden, weiß ich nicht. Die Angelegenheit mit dem Auge der neuen Zeit betrachtend, prophezeie ich demjenigen ein ſchnelles Reichwerden, der die Inſel (vielleicht auch die benachbarte kleinere, die ich hiermit Neuufnau taufe) an ſich bringt, ſie mit einem Gaſthof, hübſchen Anlagen, Badeanſtalten verſieht und ſie zu einem Halteplatz der Dampfſchiffe macht. Jedenfalls wird ſie dann gemeinnütziger verwendet als jetzt, wo ſie nur zur Produktion von ein Paar Ohmen Wein für die Mönche und einem Stall voll Heu für ihre Ochſen benutzt wird. Der Stall für dieſe Ochſen bildet das vierte und das alte Haus des Pächters, in welchem ich auf einer alten Bodenkammer übernachtete, das fünfte Gebäude auf der Inſel. Der Haupttheil derſelben beſteht in einer Grasfläche, von ſpärlichem Ge-

büſch und ein Paar Hügeln unterbrochen. Neben einem der Hügel fand ich etwas, das ich Ihnen zeigen zu können wünſchte: ein ganzes Thal voll Veilchen. Eine ſolche Veilchenpracht habe ich nie und nirgends geſehen. Um ſagen zu können, ich habe mich in Veilchen gewälzt, würde ich ſelbiges gethan haben, wenn bei dem Vergnügen nicht zu viel Hummeln und Erdſpinnen konkurrirt hätten. Als ich mir die Inſel betrachtet und mich an dem vortrefflichen „Leutſchen Wein", einem Produkt des Kloſters Einſiedeln, gelabt hatte, das der Pächter verzapft, beſtieg ich mit deſſen zwölfjährigem Sohne einen Kahn, um die Inſel zu umſchiffen und zu fiſchen. Wir fingen jedoch nichts, weil es zu hell war. Den andern Morgen aber zogen wir mit den ausgeſtellten Netzen zwanzig Fiſche heraus, von welchen mir ein treffliches Frühſtück bereitet wurde. Was wollen Sie neben dieſen wichtigen Ereigniſſen noch weiter über meine Erlebniſſe auf der Inſel wiſſen? Ich war „kreuzfidel," wie Hutten ſagt, würde aber langweilig werden, wenn ich beſchreiben wollte, wie ich es war. Genug, der Geiſt Ulrichs, des Koryphäen der Flüchtlinge, war in mich gefahren, und ich habe ihm nicht durch Kopfhängerei meine

Huldigung dargebracht. Ich habe mit ihm und ſeines Gleichen über alle Teufel geſprochen, ich habe mit ihm geſprochen, als ich an dem Ufer der Inſel umherſtrich, ich habe mit ihm geſprochen, als ich ſie umſchiffte, ich habe mit ihm geſprochen, als ich Abends die dämmernden Alpen hinaufſah und das ferne Jodeln von den Seedörfern und Schifferbooten zu mir herüberſchallte, ich habe mit ihm geſprochen, als vor Sonnenaufgang das Pfeifen der Strandvögel durch mein zerbrochenes Fenſter drang, ich habe mit ihm geſprochen einen ganzen Tag, und mehr als eine Flaſche auf ſein und Ihr Wohl getrunken. Laſſen Sie es damit genug ſein.

Man weiß nicht mehr, an welcher Stelle Hutten begraben iſt. Was liegt daran? Die ganze Inſel iſt ſein Grab. Sein Grab heißt Ufnau. Heut zu Tage wär' es ihm nicht einmal gegönnt worden; ſo wechſeln die Zeiten und Zuſtände. Hätte Hutten jemals gedacht, daß in der Nähe ſeines Kirchhofes im Jahr 1845 der Jeſuitismus triumphiren, ja daß ſein Kirchhof Eigenthum der Jeſuiten werden würde? Ich prophezeie den ſchwarzen Herren, daß in nicht langer Zeit auf der Inſel Ufnau für Ulrich von Hutten

ein Denkmal wird errichtet werden. Damit iſt zwar der Sieg des freien Geiſtes noch nicht proklamirt, aber der Schweiz ſchon ein bedeutungsvoller Wegweiſer geſetzt.

Nun, meine Freundinn, geht es wieder nach Zürich zurück. Sie erwarten gewiß noch eine Darſtellung des geſelligen Lebens, einen Bericht über die dortigen Menſchen u. ſ. w. Ich muß Sie darauf einſtweilen warten laſſen, da ſich dergleichen nicht, wie eine Gegend, mit einem Blick überſchauen läßt, ſondern längere Zeit ſtudirt oder wenigſtens beobachtet ſein will. Eine Bemerkung über die Schweiz und die Schweizer aber, die ſich mir ſofort aufgedrängt hat, kann ich ſchon hier nicht unterdrücken. Ich habe nämlich eine auffallende Aehnlichkeit der ſchweizeriſchen Geſellſchaftszuſtände und Menſchen mit den — holländiſchen gefunden. Nicht bloß zeichnet ſich die Schweiz, wie Holland, durch ihre Viehzucht, ihren Käſe und ihren induſtriellen Geiſt aus, ſondern auch die Sitten und der Volkscharakter beider Länder ſtimmen in manchen Stücken auffallend überein. Dieſelbe Geldſucht, dieſelbe Nüchternheit des Verſtandes und Entfremdung vom Idealen, dieſelbe diplomatiſche Pfiffigkeit bei äußerer Treuherzigkeit,

dieſelbe Abhängigkeit von alten Sitten, welche Gutes wie Schlechtes konſervirt, weil es hergebracht iſt, und namentlich bei der Geldariſtokratie mitunter eine gewiſſe patriarchaliſche Biederkeit fortpflanzt, dieſelbe häusliche Propretät, dieſelbe Stereotypie in der Redeweiſe der Konverſation, dieſelbe „nationale“ Einbildung, dieſelbe Abneigung gegen die Teutſchen! Sogar in körperlichen Aeußerlichkeiten, namentlich in der holzſchnittartigen Maſſivität mancher Geſichter, ſo wie auch in den forcirten Kehllauten der Sprache findet ſich die Aehnlichkeit wieder. Man merkt es bald, daß den Schweizern daſſelbe fehlt, was den Holländern, nämlich die Durchknetung mit fremdem Sauerteig. Die Iſolirung iſt ihr größtes Gebrechen und das größte Hinderniß ihrer Kultur. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich die Schweizer nicht den Holländern gleichſtelle; ſie ſind nicht ſo korrumpirt und gemein, wie dieſe, und bei Weitem kräftiger angelegt. Dabei ſtellt ihr politiſcher Sinn im Allgemeinen ſie ſo hoch über ihre Konkurrenten im Käſemachen, wie ihre Käſe größer ſind als die holländiſchen. Was dagegen einen Theil von ihnen tief unter die Holländer ſtellt, das iſt die alte Gewohnheit, den

auswärtigen Despotismus, ja sogar die Todfeinde ihrer eigenen Freiheit, mit Söldlingen zu versorgen. Dieser Krebs ist für die Schweizer, was die Sklavenzüchterei für die Nordamerikaner ist. So lang die Schweiz nicht Diejenigen als Scheusale ausstößt, welche in Rom und Neapel die Freiheit morden helfen, so lang haftet auf dem Namen Schweiz ein blutiges Mal der schändlichsten Schande.

III.

Ausflug von Zürich nach dem Wallenſee. Ein *ſcher Geheimrath und die Schweizer.

Allerlei Schreibereien, die beendigt ſein mußten, weil die *ſche Polizei Mangel an Beſchäftigung hatte, ließen mir lange keine Zeit, einen Blick in die eigentliche Schweizernatur zu thun, deren ferne Vertreter, die beſchneiten Alpen, ich jeden Tag aus dem Fenſter zu einem Beſuch einladen ſah. Einige Erholungstage, die ich endlich erübrigte, beſchloß ich zu benutzen, um einen Ausflug zu machen, der mir in möglichſt kurzer Zeit möglichſt viel und verſchiedenartige Erſcheinungen der ſchweizeriſchen Natur vor Augen führen

ſollte. Der Rigi, welcher von Zürich aus in einem Tage erreicht werden kann, bietet zwar in dieſer Hinſicht Reichthum genug; aber das Panorama, das man von ihm aus überblickt, liegt mit ſeinen Einzelnheiten dem Zuſchauer zu fern, als daß er ſeine Neugier im Speziellen befriedigen könnte. Ueberdieß gewährt ſchon der Uetliberg bei Zürich einen allgemeinen Ueberblick über die Alpenkette vom Sentis bis zur Jungfrau. Man rieth mir daher eine Tour nach dem Wallenſee und nach Glarus an. Ich fuhr mit dem Dampfſchiff nach Rapperswyl, in deſſen Nähe der poetiſche Freund, welcher mit mir von Brüſſel gekommen war, damals noch eine ländliche Zurückgezogenheit kultivirte, und fand in ihm einen bereitwilligen Reiſegefährten.

Von Rapperswyl fährt man mit dem Dampfſchiff nach Schmerikon, am Ende des Züricher See's gelegen, und von hier aus gelangt man mit der Poſt in einigen Stunden nach Weeſen, wo der Wallenſee beginnt.

Der Weg von Schmerikon führt durch ein breites, vom Linthkanal durchfloſſenes Thal, an deſſen beiden Seiten ſich die erſten Bergrieſen in zunehmender Größe aufgeſtellt haben. Unter ihnen

zeichnet ſich der 6000 Fuß hohe „Speer“ mit ſeiner ſeitab gekehrten Spitze aus. Bei Weeſen theilt ſich das Thal in zwei neue: das rechts fortlaufende führt nach Glarus, das links gelegene wird vom Wallenſee ausgefüllt.

Weeſen hat eine ungemein ſchöne Lage und man bedauert, daß der Platz, auf welchem es liegt, nicht zur Anlage einer großen Stadt benutzt worden iſt. Nach der hintern Seite ſieht man in das Glarner Thal hinein, welches von dem koloſſalen, mit Schnee und Glätſchern überzogenen Glärniſch (8000 Fuß hoch) beherrſcht wird; nach der vordern Seite überblickt man den Wallenſee, umſtarrt von zackigen Felskuppen. Unter dieſen fällt namentlich der mehr in's Land hineingelegene Mürtzenſtock, ein Hauptaſyl der Gemſen und Murmelthiere, in die Augen, deſſen zierliche, gothiſchen Thurmverzierungen ähnelnde Spitzen aus ihrer mehr als 7000 Fuß betragenden Höhe die vordern Umgebungen des See's überſchauen. Dieſe Umgebungen werden immer wilder und ungewöhnlicher, je weiter das Dampfſchiff von Weeſen aus den See hinauffährt. Namentlich zeichnet ſich das linke Ufer aus. Es beſteht aus einer ununterbrochenen Reihe zackiger und zerklüfteter Felſen

von den verſchiedenartigſten Formen, welche ſteil aus dem See heraus zu einer durchſchnittlichen Höhe von 6—7000 Fuß in die Luft hinaufſtarren. Von einem derſelben ſtürzt ein Waſſerfall über 1000 Fuß hoch herab, oder vielmehr er ſtürzt nicht, ſondern ſpinnt ſich, durch den Widerſtand der Luft zertheilt, wie ein zerfaſertes ſeidenes Band den Felſen herunter. Aehnlicher Waſſerfälle, jedoch von geringerer Höhe, finden ſich mehrere dort. Außer ihnen bilden vereinzelte Tannen, Graoplätze und Sennhütten, welche zum Theil ohne einen erkennbaren Zugang wie Schwalbenneſter hoch an die Seiten der Felſen geklebt ſind, die Abwechſelungen jenes ſtarren Ufers. Daſſelbe hat in der That etwas Schauerliches an ſich und erinnert an die Gegend der Loreley. Es bildet eine fortlaufende Mauer von Loreleyfelſen, jedoch von einer Größe, daß der rheiniſche ſich wie ein Hut auf ihre Häupter pflanzen ließe. An den Rhein wird man auch durch die geringe Breite des übrigens ſchauerlich tiefen See's erinnert, welche es möglich macht, vom Dampfſchiff aus beide Ufer ganz genau zu betrachten. Der See iſt vier Stunden lang. Am Ende deſſelben liegt Wallenſtadt, wo er einen ſeiner ſchönſten Punkte darbietet: ich meine „die

ſieben Kurfürſten," ſieben neben einander ſtehende, mehr als 7000 Fuß hohe Felſen von einer wahrhaft architektoniſchen Form und Schönheit. Einem Landſchaftmahler läßt ſich nicht leicht ein ſchönerer Gegenſtand empfehlen, als dieſe ſieben Kurfürſten, oder, wie ſie wahrſcheinlich richtiger benannt werden, Kuhfürſten.

In Wallenſtadt ließen wir die übrige Reiſegeſellſchaft mit der Poſt nach Sargans weiter fahren, und beſchloſſen, da das Dampfſchiff erſt am andern Tage ſich wieder in Bewegung ſetzte, ſofort zu Fuß nach Weeſen zurückzugehen. Dieß war nur an der dem Loreley-Ufer entgegengeſetzten Seite möglich und auch dort nur auf einem Wege, der mitunter alle Aufmerkſamkeit erforderte, wollte man nicht einige hundert Fuß tief in den Wallenſee hinabſtürzen. Der Spaziergang lohnte reichlich die aufgewendete Mühe und darf auch Andern empfohlen werden. Beſonders lohnend iſt er da, wo er an einer überhangenden Felſenmauer vorbeiführt, durch welche ein Sturzbach ſich eine trümmervolle Schluchten-Bahn gebrochen, links und rechts durch die ſteilen Wände des durchbrochenen Berges hoch überragt. Am ſpäten Abend langten wir wieder in Weſen an, em-

pfangen von der holdſeeligen Tochter des Hauſes zum „Schwert.“

Der Wallenſee iſt für die Kahnfahrt ſehr gefährlich, weil die Winde von den nahgelegenen Bergen oft unvermuthet auf ihn herabſtürzen und ſein leicht erregbares Gewäſſer in Aufruhr bringen. Schon ein gewöhnlicher Wind iſt im Stande, in wenigen Minuten bedeutende Wellen aufzuregen. Von dieſer Erregbarkeit wird der See auch ſeinen Namen haben. Benvenuto Cellini erzählt in ſeiner Lebensbeſchreibung, daß er bei einer Fahrt von Wallenſtadt nach Weeſen in die größte Gefahr gekommen und die Schiffer mit dem Degen in der Hand genöthigt hat, an's Land zu rudern, weil er mit ſeiner Geſellſchaft zu ertrinken fürchtete. Von ſolchen Gefahren hat jetzt kein Reiſender mehr zu leiden. Gäbe es aber auch kein Dampfſchiff auf dem See, ſo würde ich doch Jedem anrathen, auf einer Schweizerreiſe jene intereſſante und auffallender Weiſe ſo wenig empfohlene Fahrt nicht zu unterlaſſen.

In Weeſen hofften wir mit einem *ſchen Geheimrath zuſammenzutreffen, der, wie wir gehört hatten, ſich in jener Gegend umhertrieb, um das republikaniſche Terrain zu rekognosziren. Leider

war der hohe Herr, von deſſen Geſellſchaft wir uns ein vaterländiſches Vergnügen verſprochen hatten, wieder abgereiſt. An ſeiner Stelle unterhielt uns die holdſeelige Tochter des Hauſes, die mit ihren Eltern vor Kurzem aus dem Neuenburgiſchen nach Weeſen gezogen war. Die Preußen haben vor den ſonſtigen Teutſchen in der Schweiz einen großen Vorzug: ſie finden dort ihre republikaniſchen Landsleute und bleiben der Gelegenheiten verſichert, ihre Loyalität an den Mann bringen zu können *). Als unſre Neuenburgiſche Landsmänninn hörte, daß wir Preußen ſeien, faßte ſie ſofort eine lebhafte Neigung zu uns und tauſchte ihre patriotiſchen Gefühle mit uns aus. Sie

*) Spätere Anm. Am Neujahrstag 1846 begaben ſich der Stadtrath und die Offiziere des Kreiſes Neuenburg in den großen Saal des Schloſſes, um dem Präſidenten des Staatsraths ihre Unterthanengefühle für den König von Preußen auszudrücken. Ein Pfarrer, der im Namen Aller ſprach, ſagte u. A.: „Wünſche für den König ſagen, heißt ſo viel, als ſolche für uns ſelbſt und unſer glückliches Land ausſprechen. Warum ſollten wir nicht fühlen, was Alles der König für uns iſt? Der religiöſe Hüter dieſer ſchützenden Inſtitutionen, die mächtige Hand, die ſie ſchirmt, die lebendige und feſte Grundlage, welche ſie aufrecht hält!“

(Schweizeriſche Bl.)

ſprach vom König von Preußen, den ſie den republikaniſchen Monarchen nannte, mit Begeiſterung, und als wir ſie fragten, wie ſie dazu komme, ſagte ſie, er habe den Felsbergern 10,000 Franken geſchenkt und ſeine Beamten rühmten ihn ſehr und riefen beſtändig: „vive le roi!“ Wir überraſchten ſie mit der Nachricht, daß mehrere Kantone in Berlin Unterhandlungen angeknüpft hätten, um preußiſch, oder wenigſtens teutſch zu werden, ſie ſtellten aber zur Bedingung, daß ihnen der heilige Rock und mehrere Prinzen abgetreten werden ſollten. Leider ſei dieſe Bedingung ſchwierig, denn man könne bei uns weder den erſtern noch die letztern entbehren. Vielleicht laſſe ſich aber Rath ſchaffen, da man kürzlich zu Trier in einem Nonnenkloſter auch eine heilige Hoſe entdeckt habe, und was die Prinzen betreffe, ſo ſei zu empfehlen, daß man den Mürzenſtock und die ſieben Kurfürſten zur Anlegung von Luſtſchlöſſern anbiete, vorläufig auch einige ſchweizeriſche Adler einfange und zum dynaſtiſchen Privatgebrauch abrichte, man könne ſich dann wenigſtens Hoffnung auf die Verlegung der Sommerreſidenzen nach dem Kanton St. Gallen machen. Unſre Landsmänninn war hoch erfreut über dieſe Ausſichten, ſie ſprach ſogleich davon, ihrem Gaſthof

außer dem republikaniſchen „Schwert“ noch einen andren Namen zu geben, einen ächt teutſchen oder cheruskiſchen, und bat uns, ihr einen vorzuſchlagen, der einen recht romantiſchen und patriotiſchen Klang habe. Wir ſchlugen ihr vor: „Zum Olim dem Großen“ oder „Zum großen Olim,“ denn Olim ſei der Kaiſer der Urteutonen geweſen und ſein Name vereinige Alles in ſich, was einem romantiſchen und patriotiſchen Gemüth theuer ſein könne, er bezeichne das Ur- und Vorbild aller Patrioten und aller Romantiker. Sie war ſehr gerührt davon, holte uns von ihrem beſten Wein, ſtieß mit uns an und trank in ihrer hiſtoriſchen Konfuſion auf die Zukunft — „Olims des Großen,“ den ſie unter das demokratiſche „Schwert“ zu hängen beſchloß.

Unſre Landsmänninn hatte uns ſo in Affektion genommen, daß ſie, als die mündliche Unterhaltung erſchöpft war, uns mit ihrem muſikaliſchen Talent zu unterhalten fortfuhr. Sie hatte ein klavierartiges Inſtrument, das auf on endigte, neben unſerm Schlafzimmer ſtehen und ſang zu ihrem Spiel allerlei hübſche Lieder, zuerſt ſchweizeriſche, z. B. „Von der Alpe tönt das Horn,“ „Der Gemsbock ſpringet Eins, Zwei, Drei“ u. ſ. w.,

ſodann aber patriotiſche, z. B. „Heil dir im Siegerkranz," „Ich bin ein Preuße, will ein Preuße ſein" u. ſ. w. Sie ſang, bis uns „die Augen thäten ſinken," und überließ uns dann unſern preußiſch-helvetiſchen Träumen, die von ſchwarzweißen Gemsböcken, loyalen Murmelthieren, abgerichteten Adlern u. ſ. w. bevölkert waren.

Am andern Morgen machten wir uns zu Fuß nach Glarus auf den Weg. Wir ſollten dort die Schweizeriſche Natur in noch größern Erſcheinungen kennen lernen. Die Straße führt an dem koloſſalen Glärniſch vorüber und ein Paar Stunden hinter Glarus hat man vom Stachelberger Bad aus einen freien Blick auf den 11—12,000 Fuß hohen Tödi.

Was iſt die Urſache und der Inhalt des Vergnügens, welches wir beim Anblick ſchöner Gegenden und ungewöhnlicher Naturformen empfinden? Ich glaube, die Erklärung iſt einfacher, als es ſcheint, obſchon man ſich über dieſen Punkt ſo ſelten Rechenſchaft gibt. Der Phantaſie Gelegenheit zur Beſchäftigung geben — darin liegt die ganze Erklärung. Weder das leibliche, noch das geiſtige Auge des Menſchen wird durch Etwas beſchäftigt — ſei es eine Lektüre oder eine

Gegend, — deſſen Erſcheinung er nicht überſchritte, deſſen Inhalt er nicht mit Zuthaten bereicherte, deſſen Natur ihn nicht zu Schöpfungen anregte. Dieſer ſein geiſtiger Spiegel iſt es, woraus ſeine Selbſtthätigkeit die Wirkung des betrachteten Gegenſtandes zurückwirft als bereichertes Geſchöpf ſeiner Phantaſie. Eine flache Gegend, namentlich eine bebaute, welche als ſolche nur ein Bild des proſaiſchen Broderwerbs darbietet, läßt den Naturſinn völlig gleichgültig, iſt ihm ſogar widerwärtig, weil ſie ſofort vollſtändig überblickt wird und der Phantaſie nicht den mindeſten Anhalt zum Schaffen, nicht das mindeſte Geheimniß zum Enträthſeln, nicht den mindeſten Spielraum zum Bevölkern darbietet. Der Menſch kann in ſie nichts übertragen und deßhalb nichts aus ihr zurückempfangen. Was er in eine Gegend übertragen kann, wenn auch durch deren Anblick angeregt, das allein verleiht ihr einen Reiz für ihn. Dieſe Anregung kann aber nur hervorgehen aus dem Leben und dieſes intereſſirt uns wieder am Meiſten durch ſeine Hauptgebiete, das menſchliche und das thieriſche Leben. Die Anregungen, welche eine Gegend der Phantaſie aus dem Fond des menſchlichen Lebens gibt, ſind entweder bloß hiſtoriſche,

oder bloß poetiſche, oder beide zugleich. Entweder reizt eine Gegend die Phantaſie durch Dasjenige, deſſen geſchichtlicher Schauplatz ſie war, oder durch Dasjenige, zu deſſen Schauplatz ſie ihrer Natur nach ſich eignen würde, oder das Geſchichtliche vereinigt ſich mit dem Poetiſchen und bietet dadurch der Phantaſie ein um ſo reicheres Feld des Schaffens dar. Was das Poetiſche betrifft, ſo wird die Korreſpondenz der Natur mit dem Menſchen-Geiſt zwar von der Stimmung des Betrachters abhängig ſein, welcher mit der Phantaſie menſchliches Leben in ſie hineinverlegt; dennoch aber läßt ſich hierbei der Natur ein Geſetz vindiziren und vielleicht die Behauptung aufſtellen, daß Gegenden derſelben Art unter denſelben Umſtänden keine Willkür in Bezug auf den Eindruck zulaſſen, den ſie machen. Man kann dieß einfach den Charakter oder die Seele einer Gegend nennen, in welche die menſchliche ſich überträgt. Ein Waſſer, das dieſem gemäß z. B. zur Luſtfahrt, ein Wieſenland, das zum Spiel, ein Gebüſch, das zu Abenteuern der Liebe einladet, beſtimmt hiernach, wenn nicht die Erinnerung an geſchichtliche Zuthaten einen andern Ausſchlag gibt, das Geſchäft der Phantaſie am einen Ort wie am

andern, und empfängt nur durch ſeine beſtimmte Fähigkeit, ſich von der Phantaſie bevölkern zu laſſen, ſeinen eigenthümlichen Reiz. Menſchliche Schöpfungen, z. B. Kunſtanlagen, Häuſer u. ſ. w. vollenden denſelben, und daß die Höhe dieſes Reizes durch die Wirklichkeit oder die Möglichkeit eines menſchlichen Lebens bedingt wird, zeigt uns am deutlichſten der Anblick hoher, unbewohnbarer Berge. Ein hoher Berg kann uns durch ſeine Maſſen imponiren, kann Staunen in uns erregen, aber Raum für ein lebendiges und dauerndes Intereſſe kann uns ſein hoher Rücken nicht darbieten, weil er die Sphäre der menſchlichen Thätigkeit und Kultur überragt. Er iſt nicht zu bebauen und iſt nicht zu bewohnen; auf ihm lebt nichts und ereignet ſich nichts, was näher mit uns verwandt wäre. Er gibt der Phantaſie nur Räthſel der anorganiſchen Natur, welche auf die Urformationen der Erde hinleiten, oder Räthſel einer menſchenſcheuen Thierwelt auf, welche ſeine Regionen allein bevölkert. Ein ſolches Intereſſe iſt aber immer ein mehr oder weniger rohes oder untergeordnetes. Nur ſo weit das menſchliche Leben reicht, reicht auch das wahrhaft menſchliche Intereſſe.

Die Erde mit Allem, was ſie außer dem Menſchen trägt und produzirt, iſt zunächſt nur der Menſchheit wegen da. Gäbe es keine Menſchheit, ſo würde es keine Erde geben, ungefähr wie es keine Pflanzen geben würde, wenn es keine Blüthen und Früchte gäbe. Das Intereſſe des Menſchen kann ſich vernünftiger Weiſe auf der Erde nur Dem zuwenden, was mit ihm in näherer oder fernerer Beziehung ſteht, was ihm verwandt, adäquat iſt. Hiernach beſtimmt ſich denn auch das Intereſſe, das er an der ſchönen Natur nimmt. Sofern ſie menſchlich (kultivirt) iſt oder werden kann, intereſſirt ſie ihn geiſtig, und je menſchlicher (kultivirter) der Menſch ſelbſt iſt, um ſo mehr wird ſein Intereſſe ſich derjenigen Natur zuwenden, welche kultivirt iſt oder werden kann. An einer Wüſte z. B. kann ein Menſch vernünftiger Weiſe ein eigentliches Intereſſe nicht nehmen. Wenn er es dennoch thut, ſo iſt das ſein Drang, etwas Lebloſes zu beleben, etwas Oedes zu bevölkern, etwas Unmenſchliches zu vermenſchlichen. Das Intereſſe iſt dann mehr ein negatives, ſofern es auf der Unleidlichkeit Deſſen beruht, was kein Leben, keinen Geiſt hat. Alles muß Geiſt und Leben haben, das will der Geiſt und das Le-

ben; Alles muß mittelbar oder unmittelbar menſchlichen Geiſt und menſchliches Leben haben, das will der menſchliche Geiſt und das menſchliche Leben.

Auf mich machen hohe Berge auf die Dauer einen Eindruck der Leerheit. Dieſe aufgethürmten Maſſen, welche den Blick über alle andere Erſcheinungen hinaufziehen, ſind ja doch in den Hauptſachen nur Repräſentanten des Todes. Ewiger Schnee bedeckt ihre kahlen Häupter; unzugänglich und vereinſamt erheben ſie ihre umſtürmten Gipfel in die eiſige Luft; nur vereinzeltes Leben der Pflanzen- und Thierwelt verirrt ſich auf ihr Gebiet; von der Menſchenwelt und ihrer Kultur ſind ſie — ausgeſchloſſen. Sind ſie es für immer? Ich glaube das nicht und kann mir nicht denken, daß jene hohen Gipfel nicht einſt durch Veränderungen in der Natur und durch Erfindungen unſeres Geiſtes dem Menſchengeſchlecht zugänglich gemacht werden ſollten. Ich betrachte ſie ſchon im Voraus als Stationspunkte für die Fahrten, welche der Menſch einſtens auch über der Erde machen wird. Die Aufgabe, welche ſie bis jetzt erfüllen, nämlich die Regler der Atmoſphäre und die Vorrathsverwalter für die Bewäſſerung der

Erde zu ſein, kann nicht ihre einzige bleiben. Der Menſch muß ſie, gleich der unwirthbaren See und dem geheimnißvollen Innern der Erde, in ſeine Gewalt bringen, er muß ſelbſt ihren höchſten Spitzen den Stempel ſeiner Kultur aufdrücken, und erſt dann werden ſie den wahren Reiz für den Betrachter der Natur erlangen, vielleicht einen um ſo höheren, je ſchwieriger ihre Kultivirung dem Menſchen geworden war.

Einen intereſſanten Gegenſtand in dem Kapitel über die Naturbetrachtung bildet die Gruppirung der Erſcheinungen. Nothwendige Beſtandtheile einer ſchönen Gegend ſind Waſſer, Wald und Berge; aber die Vertheilung derſelben führt auf die Hauptfrage, man mögte ſagen, einer Wiſſenſchaft der ſchönen Natur. Vielleicht wird dieſer Gegenſtand an einem andern Ort weiter ausgeführt. Hier nur noch eine Bemerkung über die Quelle des Vergnügens an ſchönen Gegenden und die Dispoſition dazu. Daſſelbe findet ſich, in Uebereinſtimmung mit dem oben Bemerkten, nur bei denjenigen Völkern, welche reich mit Phantaſie begabt ſind, bei den romantiſchen, namentlich den germaniſchen. Die alten Römer kannten es nicht und in ihren Dichtern findet ſich

kaum eine Spur davon. Die Römer waren ein Volk des thätlichen, nicht des geiſtigen Schaffens, ein Volk des Verſtandes, nicht der Phantaſie. Die Teutſchen ſind die wahren Freunde der ſchönen Natur. Im Grunde aber iſt ihnen dieſer Vorzug nur als eine Schwäche anzurechnen, ſo lange er ſeine Entſtehung eben ſo ſehr einer Einſeitigkeit verdankt, wie bei den Römern die Gleichgültigkeit gegen die ſchöne Natur. Der Naturſinn der Teutſchen iſt meiſtens nur ein Theil ihres Myſtizismus; ſie ſind Romantiker in der Natur, wie ſie es in der Geſchichte ſind. Erſt wenn ihr Phantaſie- und Gemüthsleben in das richtige Verhältniß zu dem Erkenntniß- und Charakterleben zurückgetreten iſt, wird auch ihr Naturſinn ſeine myſtiſche Ueberſchwänglichkeit verlieren und jenen bewußten Naturgenuß erzeugen, welcher, indem ihm die Fähigkeit nicht abgeht, die Natur zu bevölkern, ſich nicht ſo weit verirrt, daß er über dem ſelbſtgeſchaffenen Gebilde die Wahrheit und Wirklichkeit überſieht. Wer von uns, um z. B. von dem geſchichtlichen Element der romantiſchen Natur zu reden, hat nicht vorzugsweiſe in ſolchen Gegenden geſchwärmt, deren Naturſchönheit verſetzt war mit Erinnerungen an eine verabſcheuens-

werthe Vergangenheit? Oder iſt es etwa Humanität, was in dieſem romantiſchen Felſenneſt wüſter Raubritter, iſt es Aufklärung, was in jener Betkaſerne ekelhafter Mönche gewohnt hat? Nur die Hineinverlegung menſchlichen Lebens überhaupt mittelſt der Phantaſie kann einer nicht hiſtoriſch ſchon bezeichneten Gegend Reiz verleihen; weht aber ſchon der Geiſt der Geſchichte in ihr, ſo ſollte man den Eindruck, den ſie hierdurch hervorbringt, nur wirken laſſen je nach dem Gehalt jener Geſchichte. Iſt dieſer Gehalt kein rein menſchlicher, edler, ſo ſuche man lieber die ſchöne Gegend in der Vorſtellung von ihrer Geſchichte zu befreien, als daß man ſich durch den Eindruck der letztern überwältigen läßt, denn ſolche Schwäche iſt des menſchlichen, iſt des freien Geiſtes unwürdig. Und das haben alle unſere Romantiker nicht bedacht! Ja ſie begeiſtern ſich vermöge derſelben Konfuſion noch für die diſtinguirten Abſurditäten der Gegenwart, vermöge welcher ſie ſich für die diſtinguirten Rohheiten der Vergangenheit begeiſterten.

Zu Bemerkungen über den Eindruck der ſchönen und der „großen" Natur bot der Weg von Weeſen nach Glarus mannigfache Gelegenheit, ob-

ſchon heraufgezogene Regenwolken uns nur flüchtige Blicke auf die hohen Maſſen der Berge gewährten. Die Annäherung an dieſe Bergrieſen gewöhnt allmälig an ihre Größe, ſo daß man ſich nicht mehr mit ihnen begnügt und ſie immer höher haben will. Da die Maſſe ihr Hauptvorzug iſt, ſo müſſen ſie ſich gefallen laſſen, daß man dieſen mit einem einzigen Blick ausgemeſſenen Vorzug immer wieder vergrößert zu ſehen wünſcht. Der Glärniſch, dieſer mächtige Felskaſten, mit ſeinem ewigen Schnee und ſeinem ewigen Eispanzer — was iſt er zuletzt? Seine imponirende Maſſe hat ſelbſt den ziemlich proſaiſchen Bewohnern ſeiner Umgegend nicht genügt, der Menſchengeiſt iſt ihm zu Hülfe gekommen und hat ſeine wildeſte Zinne „Veronika's Gärtlein“ (Vreneli's Gärtli) genannt. Dadurch hat er gleich an der Phantaſie eine Alliirte erhalten und nun denkt man ſich unwillkürlich auf jene beſchneite Spitze anſtatt einer Gemſe eine kühne Schweizerinn hinauf. Die kühne Schweizerinn, deren Bild die Phantaſie dort oben erblickt, belebt nun — den ganzen, großen, mächtigen Glärniſch, der ohne ſie nichts wäre, als ein geiſtloſer, todter Felskaſten.

Glarus liegt zwiſchen dieſem Glärniſch und

dem „Schilt“, einem ſchönen, über 7000 Fuß hohen Felskegel. Schade, daß wir nicht Zeit hatten, ihn zu beſteigen, wozu ein ganzer Tag erfoderlich iſt. Er ſoll eine vorzügliche Ausſicht gewähren. Im Grunde iſt der Hauptvorzug eines Berges die Ausſicht, welche er auf ſeinem Gipfel darbietet. Gleich einem Pferde ſoll man dieſe Ungethüme nicht eher tariren, als bis man ſie beſtiegen hat. Dulden ſie das Beſteigen nicht, ſo ſollte man ſie von vorn herein in den Bann der Kultur thun und ſie aus deren Bereich ſchon durch ſtrafende Namen ausſchließen, nicht aber ſie gar mit edlen Benennungen beehren, wie z. B. die unbeſteigbare oder unbeſtiegene „Jungfrau“.

Glarus, obſchon zwiſchen Bergen verloren, ſieht nicht eben unfreundlich aus. Merkwürdigkeiten bietet es aber nicht dar. Wir benutzten daher die Zeit, welche uns bis zur Rückfahrt mit der Abendpoſt noch übrig blieb, um mit einer Chaiſe das Stachelberger Bad zu beſuchen, welches ein Paar Stunden weiter das Thal hinauf liegt. Dort ſollte ſich auch der *ſche Geheimrath vorfinden, welchen wir in Glarus wieder verfehlt hatten. Auf der Fahrt dorthin ermüdeten uns die Augen faſt von allem Umſchauen nach all den

Bergen und Waſſerfällen, die rechts und links ſich erhoben und herabſtürzten. Das Stachelberger Bad iſt ein einzelnes, zugleich als Gaſthof eingerichtetes Haus, in der Nähe eines Waſſerfalls zwiſchen hohen, dicht bewachſenen Bergen ſehr romantiſch gelegen. Wir erkundigten uns ſogleich nach dem Geheimrath; der Unerreichbare war aber kurz vor unſerer Ankunft ſchon wieder abgereiſt. Als wir in den Speiſeſaal traten, fanden wir einen langen Tiſch mit zahlreichen Gäſten beiderlei Geſchlechts beſetzt. Wir hatten ſchon geſpeiſt und ließen uns Kaffee geben. Da gerieth der ganze lange Tiſch, in deſſen Nähe wir uns niederließen, plötzlich in die lebhafteſte Bewegung. Man ſah ſich allſeitig nach uns um, blies ſich allerlei in die Ohren und inquirte ſich auf das Augenſcheinlichſte; beſonders von den Damen wurden wir ſehr boshaft belächelt. Wir zogen ſofort den Geheimrath in Verdacht und vermutheten, derſelbe ſei von unſerer Reiſe unterrichtet geweſen und habe uns im Stachelberger Bad einen Streich geſpielt. Er ſollte uns das Stachelberger zum Stichelberger Bad gemacht haben. Wir überzeugten uns indeß bald, daß wir dem Edlen Unrecht gethan und entdeckten die Urſache der Sticheleien

in dem Umſtand, daß wir — man denke — lumpig genug waren, Kaffee zu trinken, während die Philiſter es leiſten konnten, daß ſie mit Familie und Bekannten an der table d'hôte ſaßen! Das waren alſo die geſelligen Freuden des Stachelberger Bades. Als wir hinter das Geheimniß gekommen waren, begannen wir ſofort das Werk der Rache. Wir fuhren alles ſchwere und leichte Geſchütz der Laune auf und unterhielten im Rücken der freſſenden Geſellſchaft ein ſo lebhaftes Lachfeuer, daß das feindliche in wenig Augenblicken verſtummte und der philiſterhafte Uebermuth der ſchrecklichſten Verlegenheit Platz machte. Die Chikane war verſchwunden, die Unterhaltung gelähmt; die Blicke der Männer lauerten voll Beſorgniß, die Blicke der Damen baten um Verzeihung und Erbarmen. Wir aber ließen uns nicht erweichen, denn mit Philiſtern darf man kein Mitleid haben, und ruhten nicht eher, als bis wir die ganze Geſellſchaft, die kaum noch einen Biſſen in den Mund zu nehmen wagte, mit der Artillerie unſerer Laune aus einander geſprengt hatten. Trotz dem Regen flüchtete ſie ſich in die Gärten und Gebüſche umher und ließ uns mit unſerm Triumph auf der Wahlſtatt allein. Leider mußte uns dieſer Sieg

Erſatz bieten für die Ausſicht, welche uns das Regenwetter verſperrte. Wir verließen Stachelberg, ohne das geſehen zu haben, was uns hauptlich dorthin gezogen hatte, nämlich den Tödi und nebenbei den Geheimrath.

In dem Poſtwagen, der uns von Glarus nach Rapperswyl zurückbrachte, hatten wir zwei Reiſegefährten. Der eine war ein Schweizer, der andere (wir kannten ihn, er uns nicht) war der rekognoszirende Geheimrath. Der Schweizer war Einer von der dunkeln Farbe, einer von den geiſtſcheuen, jeſuitenfreundlichen Volksverräthern. Er führte die Unterhaltung auf die Angelegenheiten der Schweiz, auf Luzern, auf die Freiſchaaren und ſtellte in allem Ernſt den Grundſatz auf, die Schweiz könne ſich ſelbſt nicht mehr helfen, ſei ihrer Freiheit unwürdig geworden und werde nicht eher Ruhe erhalten, als bis das Ausland ſich ihrer annehme und mit dem Bajonet in der Hand intervenire. Der Geheimrath hörte ſehr wohlgefällig zu, faßte große Sympathie für den würdigen Schweizer und ſpann im Sinne deſſelben die Unterhaltung weiter aus. Für uns lag darin die dringendſte Aufforderung, uns ebenfalls hineinzumiſchen. Wir vertraten alſo die Schweiz und

die Republik, wie der folgende Dialog darthut, in welchem wir uns der Kürze halber als eine redende Person zusammenfassen.

Geheimrath. Thut man einen Blick in die Geschichte, so gewahrt man überhaupt, daß kleine Staaten nicht bestimmt und nicht fähig sind, ihr isolirtes Leben lang fortzuführen. Sie erreichen ihre Bestimmung nur, indem sie einem größern Ganzen einverleibt und in dessen Bahn gezogen werden.

Die Republikaner. Allerdings haben Sie darin Recht. Jedoch vergessen Sie zu berücksichtigen, daß es bei der Frage des Fortbestehens kleiner Staaten vor Allem darauf ankomme, welche Idee sie repräsentiren. Ist diese Idee eine kleinliche, unwürdige, handelt es sich z. B., wie wir das an Holland wahrnehmen, nur um die Abschließung eines rohen Egoismus in ein Gehäuse, das man Nationalität nennt, so mag der kleine Staat je eher je lieber einem großen einverleibt werden, er ist dann nicht werth, für sich zu existiren. Stellt aber ein kleiner Staat sich als Träger einer hohen Idee, als Bewahrer eines edlen Prinzips, als Wächter eines vorgeschrittenen Zustands dar, so nimmt ihm seine Kleinheit nicht

den Anſpruch auf die ſeparate Exiſtenz und es kann ihm alsdann vernunftgemäß nur Vergrößerung gewünſcht werden, damit er Dasjenige, was er vertritt, beſſer entwickeln und bethätigen könne.

Geheimrath. So halten Sie alſo die Schweiz für die Vertreterinn eines edlen Prinzips? Dann iſt es entweder für das Prinzip oder für die übrigen Staaten nicht ſcheichelhaft, daß daſſelbe ſich außerhalb der Schweiz ſo wenig Anhänger verſchafft hat.

Die Republikaner. Das Prinzip leidet unter dieſer Wahrnehmung, wenn ſie auch eine ganz richtige ſein ſollte, keineswegs, ſo wenig, als ein gebildeter Menſch dadurch an Werth verliert, daß er von ungebildetem Pöbel umgeben wird. Er gewinnt im Gegentheil dadurch, und ſollte er auch die Bildung ſehr unvollſtändig repräſentiren, ſo wird ſie ihm doch um ſo höher angerechnet werden, je ungebildeter ſeine Umgebung iſt. Mit der Schweiz iſt dies eben ſo der Fall. Sie vertritt das republikaniſche Prinzip noch ſehr unvollſtändig, aber ſie iſt der einzige Staat, der es in Europa vertritt. Dieß gibt ihr Anſpruch auf die Sympathie aller Derer, welche ſich zu jenem Prinzip bekennen, und ſolcher Bekenner gibt

es im Geheimen mehr, als Sie wünschen. Lassen Sie einmal Ihre Polizei und Ihre Soldaten abtreten, versammeln Sie dann das Volk und lassen Sie es frei berathen, ob es monarchisch bleiben oder republikanisch werden solle, und Sie werden über den Erfolg erstaunen. Das wissen Sie auch sehr wohl, wozu unterhielten Sie sonst so viel Polizei und Soldaten?

Der Geheimrath. Sie sind sehr befangen in republikanischen Vorurtheilen, wenn Sie sich solche Vorstellungen machen. Die Liebe zum angestammten Herrscherhaus ist in unserm Volke, Gott sei Dank, so tief gewurzelt, daß sie durch nichts ausgerottet werden kann, am Wenigsten durch einzelne Verirrte, welche Republikaner sind, weil sie die Republik nicht kennen. Nur in Gott ist unser Heil und ohne Religion geht die Menschheit zu Grunde; im Königthum aber verkörpert sich die Gottheit gleichsam unter den Menschen und diese Abstufung des Göttlichen ist so nothwendig und natürlich, daß man behaupten kann, wahre Religion sei dort nicht möglich, wo kein Königthum existirt, weil ihr dort das verbindende Mittelglied zwischen Himmel und Erde fehlt. Unser Volk aber ist durch und durch religiös, es umfaßt

mit ſeiner Gefühlsinnigkeit die Religion ganz und wahrhaft, und es würde, wenn man ihm die Gottheit nehmen könnte, ſie eher im Königthum wieder zu finden ſuchen, als ſich auch dieſes nehmen laſſen.

Die Republikaner. Nach Ihrer Theorie muß man annehmen, die Gottheit exiſtire bloß des Königthums wegen. Doch Sie haben uns da auf ein Gebiet gebracht, an welchem unſer Weg vorbeiführen ſollte. Wir als Republikaner hatten uns nicht in die Religion geflüchtet; Sie als Royaliſt nehmen ſie ſofort zu Hülfe. Wollten wir näher in Ihr Thema eingehen und uns von Ihnen bekehren laſſen, ſo würden wir zu der Konſequenz kommen, die Schweiz müſſe ſchon allein zu dem Zwecke, ihre Religion komplett zu machen, royaliſtiſch werden. Von dieſer Konſequenz aber müßten wir ſehr bald zu der ferneren gelangen, die Schweiz würde der Vorzüge des Königthums wie der Religion am Vollſtändigſten dann theilhaftig, wenn ſie ſich einem Herrſcherhaus unterordne, welches die Verkörperung der Gottheit auf Erden am Vollſtändigſten darſtellt, nämlich dem Herrſcherhaus zu Rom. Die Jeſuiten thun ihr Beſtes, um der Schweiz ein ſolches Glück zu be-

reiten, und man ſchimpft ſie ſehr undankbar dafür aus. Thun ſie aber etwas Anderes, als anderwärts die proteſtantiſchen Jeſuiten? In Ihrem Lande müſſen Sie, wenn Sie gerecht ſein wollen, den römiſchen Jeſuiten gleichfalls völlig freie Hand laſſen.

Geheimrath. Wenn Sie erlauben, wenden wir uns wieder dem urſprünglichen Thema zu. Sie verfechten alſo das republikaniſche Prinzip. Um ſich für ein Prinzip zu entſcheiden, muß man nicht bloß deſſen rationelle, ſondern auch deſſen praktiſche Seite in Erwägung ziehen.

Die Republikaner. Ganz gewiß. Sollen unſere gegenſeitigen Prinzipien von der rationellen Seite erwogen werden, ſo ſchenken wir Ihnen die Kontroverſe ganz.

Geheimrath. Wie? Sie wollen damit etwa behaupten, daß mein monarchiſches Prinzip gar keine rationelle Seite habe?

Die Republikaner. Wir begnügen uns, Ihnen zu bemerken, daß Ihr Prinzip ein Glaubensprinzip iſt. Sie ſagen ja ſelbſt, es knüpfe an die Gottheit an, und werden Sie es wagen, dem Göttlichen mit der Vernunft zu nah' treten zu wollen? Sie werden glauben, aber nicht

prüfen. Wenn Sie Ihrem König nicht mehr glauben, so ist er verloren, oder Sie sind es. Um übrigens auf Ihre Unterscheidung der rationellen und der praktischen Seite eines Prinzips zurückzukommen, so halten wir dafür, daß das rationellste auch das praktischste ist. Damit das Letztere sich erprobe, ist für das Erstere bloß der geeignete Boden nöthig. Daß die Vernunft in der Praxis Unvernunft sein sollte, kann eben nur ein Unvernünftiger glauben und behaupten.

Der Geheimrath. Jedenfalls aber muß die Vernunft sich bequemen, in der Praxis und durch die Praxis die Probe auf sich machen zu lassen.

Die Republikaner. Ohne Zweifel. Aber verlangen Sie nicht, daß die Probe günstig ausfalle, wenn in der Praxis die Unvernunft noch alle Elemente auf ihrer Seite hat. Versuchen Sie, in Rußland die Republik einzuführen, und die Republik wird durchfallen. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß sie dort immer durchfallen werde, und daß man sie deßhalb nicht vorbereiten dürfe, weil sie nicht wie eine Minerva fertig in die Welt kommen kann. Man soll, sobald man dazu im Stande ist, sogar dann einen Versuch zu

ihrer Einführung machen, wenn man weiß, daß er verunglückt, denn ein richtiges Prinzip hat vor einem unrichtigen den großen Vorzug, daß ſogar ſeine Niederlagen den Samen zu ſeinem Sieg ausſtreuen. Sein Sieg iſt entſchieden, ſobald es nur zum Kampf gelangt; es hat nur ſo lang keine Hoffnung, als es Friede hat. Mit dem Ihrigen iſt es umgekehrt; ſeine Hoffnung iſt dahin, ſobald ſein Frieden dahin iſt.

Der Geheimrath. Ich merke, wo Sie hinaus wollen. Sie ſuchen Ihre Theorie nach den Schwächen Ihres Prinzips und nach den Blößen einzurichten, welche deſſen praktiſche Ausführung in der Schweiz darbietet. Hier iſt Kampf, wie Sie ſagen, aber Kampf Aller gegen Alle. Ein ſolcher Kampf iſt Anarchie und die Anarchie iſt unvermeidlich, ſobald ein leitendes Haupt fehlt, welches eine über den Gehorchenden erhabene Stellung einnimmt, denſelben durch ſeine höhere Autorität imponirt und als ein von ihnen abgeſondertes Weſen ſegnend und ſtrafend in der geheimen Werkſtätte ihres Schickſals waltet.

Die Republikaner. Wir laden Sie ein, mit nach Zürich zu reiſen. Dort werden wir Ihnen den erſten Beamten des Kantons, welcher

jetzt zugleich Bundespräſident der Schweiz iſt, jeden Abend in einem ordinären Bierhauſe zeigen, wie er mit den übrigen Gäſten ſich unterhält und ſeine Scherze macht, ſie als Gleichgeſtellte behandelt und von ihnen als Gleichgeſtellter behandelt wird. Herrſcht darum in Zürich Anarchie? Gehorcht deßhalb das Volk weniger der Obrigkeit? Wenn Sie in Zürich das Staatsoberhaupt mit den Bürgern öffentlich Bier trinken ſehen, ſo werden Sie ſchwerlich daraus die Nothwendigkeit herleiten, daß das Ihrige mit ſeinen Günſtlingen heimlich Champagner trinken müſſe, namentlich aber, wenn man Ihnen zeigt, daß das Volk ſich bei dem republikaniſchen Bier beſſer befindet, als bei dem royaliſtiſchen Champagner.

Der Geheimrath. Beſſer befindet? Sie werden ſagen, dieß beziehe ſich darauf, daß es mehr Mittel in Händen habe, ſeinen Willen geltend zu machen, daß es, was ihm Recht ſcheint, nicht von der Staatsgewalt Unrecht nennen, daß es ſich nicht mit abſchläglichen Beſcheiden regieren laſſe u. ſ. w. Das ſind wieder Dinge, um die ſich ſtreiten läßt; aber wie ſteht es mit dem materiellen Theil, wie ſteht es mit der Verwaltung u. ſ. w.?

Die Republikaner. Sehen Sie sich nur um. Sie werden weit weniger Armuth und Unglück finden; Sie werden sehen, daß die Steuern geringer sind, als bei Ihnen, und daß die zahlenden Bürger weit weniger Lasten, weit mehr praktische Rche und weit mehr wirkliche Vortheile haben, als die Ihrigen; Sie werden Alles wohlgeordnet oder doch die Mittel vorfinden, das Bessere einzuleiten. Wo die Freiheit besteht, das erkannte Gute praktisch geltend zu machen, da kann die praktische Wirklichkeit niemals sehr weit von der theoretischen Erkenntniß der Bürger differiren, während bei Ihnen die bessere Erkenntniß todt ist, weil die schlechtere die Mittel der Ausführung in Händen hat. Wir wissen sehr wohl, daß der Schweiz noch viel fehlt, um eine wirkliche Republik zu werden. Sie muß noch manche Rohheit ausstoßen, muß vom jesuitischen und diplomatischen Ausland emancipirt sein, muß die Bildung besser in's Volk treiben, muß sie unentgeldlich zum Gemeingut für Alle machen, muß vor allen Dingen die „sozialen" Elemente der Entwicklung in sich aufnehmen, welche die neueste Zeit so nachdrücklich hervorgezogen hat; aber alles Dieses —

Der Geheimrath. Sie wollen immer gleich auf klingende Theorien und Möglichkeiten der Zukunft hinaus. Ich halte mich an's Praktiſche und Nahliegende. Wenn es mit dem materiellen Wohl hier ſo vortrefflich geſtellt iſt, wie kommt es denn, daß ich — nicht wohlfeiler reiſe, als bei uns? Wie kommt es, daß man hier nicht billiger lebt, als bei uns?

Die Republikaner. Sie ſtellen ſehr überraſchende Fragen. Wir antworten: weil man bei Ihnen nicht ſo billig lebt, als man ſollte. Kürzlich haben wir in einem ſchweizeriſchen Blatt nachweiſen ſehen, daß man bei Ihnen, wenn Sie Republikaner wären, weit billiger und beſſer leben würde, als man gegenwärtig lebt, und daß dieß auf das Leben in der Schweiz eine entſprechende Wirkung ausüben müßte. In materiellen Dingen iſt die Wechſelwirkung der Völker noch weit mächtiger und direkter, als in geiſtigen. Die kleine Schweiz mit ihren wenigen Hülfsmitteln muß außerdem materiell mit dafür büßen, daß ihre großen Nachbarſtaaten keine Republiken ſind. Das Geld, das Sie alſo hier mehr bezahlen, als Sie unter andern Verhältniſſen bezahlen würden, bringen

Sie nicht der Schweiz, ſondern — Ihrem Prinzip zum Opfer.

Geheimrath. Aber es beweiſ't ja doch die Geldgier, welche man hier überall antrifft, daß man vom Ueberfluß und der materiellen Zufriedenheit weit entfernt iſt.

Die Republikaner. Die Schweizer ſind von Natur ſehr nüchternen und praktiſchen Verſtandes und es wäre ſehr gut, wenn ſie ſich etwas von der idealen Seite der Teutſchen aneigneten; aber nüchtern und praktiſch, wie ſie einmal ſind und im Zuſammentreffen mit einer unergiebigen Natur vielleicht nicht anders werden konnten, richten ſie ihr Streben mit Eifer auf die Mittel der Exiſtenz, auf den Eigenthumserwerb. Sie ſind auf dieſem Wege raffinirt im Handel geworden, raffinirter, als man es ihrer äußern, händedrückenden Treuherzigkeit anſehen ſollte. Aber ſelbſt ihre Raffinirtheit binden ſie an Regeln der Zuverläſſigkeit und ſtecken ihr nicht ſo weite Grenzen, wie Andre. Sie ſuchen im Handel hohen Gewinn zu erlangen, aber ſie ſuchen den Gewinn nicht ohne Handel, durch bloßen Betrug; ſie ſpekuliren, aber ſie ſtehlen nicht. Weil der Erwerb des Eigenthums ihr Höchſtes iſt, achten

ſie es auch bei Andern. Und mit welchem Recht will man dieſem Volk vorwerfen, was den andern in weit höherem Grade vorzuwerfen iſt? Man hört ſo oft Leute, welche daheim entweder als Gewalthaber oder als Kapitaliſten das arme Volk bis auf's Blut ausbeuten, in der Schweiz darüber klagen, daß man ihnen die Börſe erleichtere. Dieſe Blutigel glauben Anſpruch darauf machen zu können, daß ein Volk von Republikanern und Hirten mit romanhafter Uneigennützigkeit und kindlicher Hingebung ihnen entgegenkomme und ſich von ihnen auslachen laſſe! Seltſame Zumuthung! Die Schweiz iſt gewöhnt, ihre Beſucher, die in der Regel Ueberfluß an Geld haben, heute kommen und morgen wieder abreiſen zu ſehen. Wer kann ſich wundern, unter ſolchen Umſtänden in der Schweiz zu erfahren, was er überall erfährt? Laſſe man es doch die Schweizer nicht entgelten, daß die romantiſche Dummheit ihnen eine idylliſche Unſchuld und eine abſurde Unnatur angedichtet hat.

Geheimrath. Sie erklären, was Sie erklären können. Ich aber bin der Meinung, daß, wenn ein Volk nicht in ſolcher Ungebundenheit lebt, alsdann auch nicht ſeine Natur ſich ſo ausſchließlich auf die materielle Seite werfen könne

und mehr Sinn für ideale Intereſſen behalten müſſe.

Die Republikaner. Die idealen Intereſſen (von denen wir uns übrigens ſehr verſchiedene Vorſtellungen machen) würden ſich finden, wenn das Land größer wäre und nicht durch das Ausland abgehalten würde, eine politiſche Einheit zu bilden. Wie wollen Sie hohe Anſichten und umfaſſende Ideen ſich entwickeln ſehen in Staaten, welche nicht viel größer ſind, als anderwärts die Gemeinden?

Geheimrath. Aber findet ſich die Raffinirtheit, die Sie für den ſozialen Verkehr zugaben, nicht auch in dem politiſchen, und kommt ſie dort nicht auf Rechnung der Ungebundenheit?

Die Republikaner. Sie kommt wieder auf Rechnung der Kleinheit der Verhältniſſe. Durch dieſe werden ſich die Bürger unmittelbar auf den Leib gerückt, es entſtehen häufig Kämpfe der Perſönlichkeiten, wo in einem größern Staat Kämpfe der Sachen ausgefochten werden, die Schärfe der politiſchen Beobachtung wandelt ſich um in die Spitze der perſönlichen Auflauererei, die Leidenſchaften erhalten unaufhörlich Nahrung und ſuchen nach den Mitteln, ſich geltend zu machen, wäh-

rend die öffentliche Meinung, die Kantonalzerſtückelung mitmachend, ihre veredelnde und zum Großen erziehende Macht verliert. Dabei ſind denn zugleich die hiſtoriſchen Antezedentien in Betracht zu ziehen. Einer unſerer teutſchen Freunde, der lang in der Schweiz gelebt hat, erklärte den Mangel an Ehre und Geſinnungsadel, der in den Kämpfen und dem Leben der Schweizer häufig nicht mit ihrer Freiheit im Verhältniß ſteht, zum Theil daraus, daß die Schweiz keinen Ritter-Adel, ſondern nur Geldariſtokratie gekannt habe. Dieſe Bemerkung hat ihr Richtiges. Der Adel war früher, wo er noch nicht als Träger der Unvernunft daſtand, der Träger der Ehre und dieß Verdienſt kann die Gerechtigkeit ihm nicht abſprechen. Uebrigens wird die Schweiz es auch ohne Adel zur Ehre bringen, wenn die beſprochenen Verhältniſſe wegfallen, welche der Ehre durchaus feindlich ſind.

Geheimrath. Von der Ehre der Schweizer können am Allerwenigſten die Teutſchen hohe Begriffe haben, denn die Schweizer haſſen und beeiferſüchteln die Teutſchen, während ſie ihnen im geiſtigen Gebiet faſt Alles zu verdanken haben, und beweiſen ihnen die größte Perfidie, nachdem

ſie dieſelben benutzt und ausgebeutet. Werden Sie auch Das zu beſchönigen wiſſen?

Die Republikaner. Nicht zu beſchönigen, aber zu erklären. Die Kleinheit der Verhältniſſe erzeugt nothwendig Eiferſucht. In einer kleinen Stadt muß jeder Fremde zurückſtehen, eben weil er fremd iſt, und wagt er gar, ſich auszuzeichnen, ſo iſt er verloren. In einer großen Stadt wird ihm weder ſeine Fremdheit noch ſeine Auszeichnung übel vermerkt. Wie mit Städten, ſo iſt es auch mit Staaten. Es gibt ein ſtaatliches Philiſterthum, wie es ein ſtädtiſches gibt. Die Schweizer betragen ſich gegen die Fremden häufig roh und philiſterhaft. Sie würden es nicht mehr thun, wenn ſie durch die Verhältniſſe von der Rohheit wie von der Philiſterhaftigkeit emanzipirt würden. Die Verhältniſſe aber haben ſie, wie ſchon bemerkt, nicht allein in der Gewalt und was die Teutſchen von den Schweizern zu leiden haben, das leiden ſie zum Theil mittelbar — von ihren eignen, royaliſtiſchen Landsleuten. Die Hinweiſung auf dieſe Quelle hat ihr doppelt Richtiges, erſtens ſofern das royaliſtiſche Ausland die Schweizer hindert, aus Kantonsphiliſtern Republikaner zu werden und zweitens, ſofern die teutſchen Roya-

liſtenſklaven ſich ſelbſt den Kantonsphiliſtern verächtlich machen. Ein Franzoſe findet ſchon eine ganz andre Begegnung, wie ein Teutſcher, weil er das Vorurtheil des freien Mannes für ſich hat.

Geheimrath. Ich ſehe wohl, es gibt gar keinen Vorwurf für die Schweizer, den Sie zugäben.

Die Republikaner. Viele, nur Ihnen nicht. Wir geben nicht zu, daß ein andres Volk an der Stelle der Schweizer beſſer ſein würde, als ſie ſind, und wir geben nicht zu, daß die Vorwürfe, die man ihnen gewöhnlich macht, auf Rechnung des Volkes und ſeiner Freiheit kommen dürfen. Die Wurzel der Hauptübel, an welchen die Schweiz laborirt, haften allein im Auslande und namentlich in Teutſchland. Die Schweizer aber verdienen, als Träger des freieſten Prinzips in Europa, daß man ſich die Mühe nehme, ihre Fehler zu erklären, ehe man ſie ihnen vorwirft, und beſitzen von vornherein einen Vorzug, der alle ihre Fehler dem Auslande gegenüber aufwiegt.

Geheimrath. Und der wäre?

Die Republikaner. Sie ſind eben Republikaner!

Geheimrath. Damit ist am Ende wieder nichts gesagt.

Die Republikaner. Und doch einstweilen Alles!

Geheimrath. Um Vergebung, sind Sie Schweizer?

Die Republikaner. Wir sind Teutsche!

Geheimrath. Postillon — (fällt in Ohnmacht.)

IV.

Der polniſche Hannibal, am Waſſerfall bei Schaffhauſen.

Ich und die Meinigen hatten weiblichen Beſuch aus Teutſchland bekommen. Die Beſuchenden wünſchten ihren Rückweg über Schaffhauſen zu nehmen und veranlaßten mich, ſie bis dahin zu begleiten. Die Gelegenheit, den berühmten Waſſerſturz zu ſehen, ließ ich nicht unbenutzt und reiſ'te mit. Als wir eine kurze Strecke gefahren waren, kam das teutſche Vaterland in die Queere und warf ſich in den Weg. Der Zufall brachte uns nämlich auf die Entdeckung, daß die Straße, welche über Egliſau nach Schaffhauſen führt, das badiſche Gebiet durchſchneidet. Wo aber teutſcher Boden iſt, da iſt auch teutſche Polizei, und was das zu bedeuten hat, weiß Jeder, der tugendhaft genug

war, es mit ihr zu verderben. Ganz abgeſehen von dem Stolz, welcher es verſchmähen muß, Vergnügens halber ſich durch ein „Vaterland" zu ſtehlen, das man nicht offen betreten darf, muß ſchon die Klugheit und die Pflicht der Selbſterhaltung namentlich einem Teutſchen in ſolchem Fall die größte Vorſicht und Zurückhaltung empfehlen. Der ſchmale Streifen teutſchen Landes, welcher ſich zwiſchen den Kanton Zürich und Schaffhauſen hereindrängt, mag zwar keinen Anſpruch auf die gewöhnliche Sorgfalt der polizeilichen Bewachung haben; aber ein Riſiko war es immer, ihn zu paſſiren, und ich kenne keinen thörichteren Muth, als den, ſich den übermächtigen Fängen der Polizei auszuſetzen, wo es nicht gilt, um eines ernſten Zweckes willen ein Zuſammentreffen mit ihr zu entriren. Vollends der teutſchen d. i. der preußiſchen Polizei! Gehörte die Spitze des Chimborasſo zu den teutſchen d. i. preußiſchen Bundesſtaaten, ich würde nicht daran verzweifeln, dort Steckbrief und Signalement vorzufinden. Ich glaube meine Leute durch und durch zu kennen und ſetze mich lieber jeder andern Gefahr aus, als der Gefahr, meinen Leuten einen Triumph darüber zu bereiten, daß ich ſie nicht genug ge-

kannt habe. Ueberdieß traue ich mir ſo lange eine große polizeiliche Bedeutung zu, als ich dieſelbe an der Angſt meiner Gegner zu meſſen Gelegenheit habe. Sobald die preußiſche Regierung Preßfreiheit gewährt und nicht mehr wegen einer einzelnen Broſchüre ſämmtliche Bundesſtaaten in Bewegung zu ſetzen braucht, werde ich ohne Angſt ihr Gebiet d. i. das teutſche Gebiet betreten; bis dahin habe ich Furcht vor der — Furcht Anderer. Die Furcht der Gewalt und die polizeiliche Dienſtfertigk.it der teutſchen Natur, das ſind Feindinnen, denen ſich ohne Vorſicht bloßzuſtellen nur ein leichtſinniger Thor für Muth erklären kann. Alle dieſe Rückſichten ſo wie die Lamentationen meiner weiblichen Begleitung, welche buchſtäblich Bauchgrimmen vor Angſt bekam, als ſie mich noch unſchlüſſig ſah, bewogen uns, von der eingeſchlagenen Straße abzulenken und den Weg über Winterthur zu wählen. Die Gegend, welche wir paſſirten, iſt im Ganzen nicht übel, wenn man aber an die ſchöne Umgebung Zürichs und an den Anblick der Alpen gewöhnt iſt, ſo würdigt man ein gewöhnliches Wald- und Hügelland kaum mehr eines Anblicks. Winterthur iſt ein etwas alterthümliches, wenig belebtes Städtchen in einer anmuthigen, mit Wein-

reben reich bepflanzten Gebirgsgegend. Es liefert in ſeinen Umgebungen die beſten Weine der nördlichen Schweiz, beſonders den Neftebacher u. ſ. w., Weine, die durch ihren eigenthümlichen Geſchmack und ihr Feuer auf überraſchende Weiſe an Spanien erinnern. Der Neftebacher hat die auffallendſte Aehnlichkeit mit Maderawein.

Auf dem Weg über Winterthur thut man am Beſten, nicht direkt nach Schaffhauſen zu gehen, ſondern vorher links abzubiegen und an dem Waſſerfall überzuſetzen. Wir ließen uns ebenfalls direkt nach dem Rheinfall fahren, welcher eine halbe Stunde tiefer liegt als Schaffhauſen. Ich hatte mir dieſen Waſſerfall als ſehr großartig gedacht und bildete mir ein, man werde ſtundenweit durch das Brauſen des Fluſſes von ſeiner Nähe unterrichtet. Ich hatte Leute geſprochen, die ganz in Ekſtaſe geriethen, wenn ſie von dem Rheinfall ſprachen, die dort auf die Knie geſunken waren und in dem Schauſpiel Gott den Herrn leibhaftig geſehen und gehört hatten. Solche übertriebene, kindiſche Vorſtellungen muß man zu Hauſe laſſen, ſelbſt wenn man ein frommer Chriſt iſt. Wir hörten von dem Waſſerfall nicht eher etwas, als bis wir ihm auf einige Minuten nah gekom-

men waren. Dort führt der Weg durch ein Gehölz steil den Berg hinab nach einem, als moderne Ruine aufgeführten, einem Maler zugehörigen Hause, aus welchem man unter sich den Rhein seinen berühmten Sprung thun sieht. Man erlegt dafür à Person einen französischen Franken, denn die schöne Natur läßt sich ihren Anblick bezahlen, wo sie kann. Besagter Maler hat den Wasserfall auf der linken Seite des Flusses der Art umbaut und verpallisadirt, daß er, wenn es ihm einfiele, das Schauspiel völlig schließen könnte. Schade, daß er den Strom nicht durch seine Burg leiten kann, er würde sonst zu seinem Kunst- und Souvenir-Laden noch eine Gastwirthschaft errichten, so daß man den Wasserfall neben der table d'hôte hätte. In seinem Garten hat er Brüstungen erbaut, auf welchen man senkrecht in das tobende Wassergewühl hinabsieht und von dem umherstiebenden Schaum, welcher bei Sonnenschein einen stetigen Regenbogen bildet, benetzt wird. Der Mühe werth ist dieser Anblick allerdings; die Wassermassen des Rheins, welcher dort noch eine schöne grüne Farbe und eine krystallene Durchsichtigkeit hat, wälzen sich in ewiger Reproduktion wie ein Walzwerk hinab und verwandeln sich

plötzlich in mächtige, wallende Schaumbläſchel, welche in demſelben Augenblick wieder vergehen, wo ſie ſich bilden, und ſich wieder bilden, wo ſie zergehen. Durch zwei, kaum haushoch aus dem Waſſer hervorragende Felskegel wird der Sturz der Breite nach getheilt, welche etwa hundert Schritte betragen mag. Die Höhe des Falles iſt unbedeutend, man kann ihn nicht einmal haushoch nennen. Das iſt der ganze berühmte Waſſerfall. Unterhalb deſſelben bildet der Rhein ein wallendes Becken, aus welchem er dann in ſich ſelbſt gewaſchen und beruhigt nach Teutſchland eilt. Er ſcheint ſich die Stelle ſeines Falles von der republikaniſchen Höhe herab in der Nähe der teutſchen Grenze gewählt zu haben, um dort, in ſich ſelbſt zergehend, eine andre Beſchaffenheit, gleichſam ein neues Signalement anzunehmen, damit man ihn durch die Lande der Loyalität ruhig paſſiren laſſe. Ich wünſchte ihm glückliche Reiſe und war froh, daß ich ſeinem Beiſpiel nicht zu folgen brauchte.

Den Eindruck des Großartigen macht alſo der Rheinfall bei Schaffhauſen eigentlich nicht, zumal wenn man nach der rechten Seite des Fluſſes überſetzt, wo er ſogar einer Fabrik einen Theil

seiner Kraft zum Treiben der Räder hergeben muß. Eine einzige Woge der See, vom Sturm herangetrieben, hat in meinen Augen mehr Imponirendes, als der ganze Rheinfall. Seine Umgegend so wie die Lage von Schaffhausen ist übrigens recht hübsch, und wenn die Schweiz auch tausend interessantere Punkte bieten mag, so würde ich doch Niemanden abrathen, dem Rheinfall einen Besuch abzustatten, wenn er nach dem Lande der Berge reis't.

Als meine weibliche Begleitung die Rückreise nach dem gelobten Lande der Polizei angetreten hatte, beschloß ich, in der Nähe des Wasserfalls noch eine Weile durch die Umgegend umherzuschleudern, wozu der freundliche Herbstabend besonders einlud. Dort hatte ich ein seltsames Renkontre, woran ich wahrlich in dieser Gegend nicht gedacht hatte. Bei einem erhöhten, mit Gebüsch gekrönten Punkt angelangt, wurde ich plötzlich durch den Ton einer Harfe und den Gesang einer sonoren Männerstimme überrascht, welche das benachbarte Brausen des Stroms übertönte. Ich blieb stehen, um zu lauschen, und hörte folgendes Lied zur Harfe singen:

„Schön muß es ſein, ein Vaterland zu haben,
An ſeinem Ruhm ſich, ſeinem Glück zu laben,
Sich ſeinem Ruhm und ſeinem Glück zu weih'n
Und ſeiner Freiheit Schirm und Hort zu ſein!

Mein Vaterland lebt nur in der Geſchichte
Und ſeine Freiheit nur in dem Gedichte,
Ein Pole werd' ich nur zum Spott genannt,
Denn nur der Freie hat ein Vaterland.

Rinnt, herbe Thränen, in des Bartes Haare,
Ein ſterbend Vaterland auf blut'ger Bahre
Liegt Polen da, der weiße Adler ſchwebt
Um's Grab, das tief der Moskowiter gräbt.

Verwaiſ't durch fremde Lande muß ich klagen,
Den Heimathſchmerz durch alle Zonen tragen,
Dem Bann des Siegers und dem Mitleid preis
Durchirr' ich ruhelos der Erde Kreis.

Troſt ſuchend floh ich in die freien Lande
Am Miſſiſippi- und Oheioſtrande;
Troſt fand ich nicht: nur Trauer, Grimm und Scham
War mein Gefühl, wenn ich zu Freien kam.

Dann ſucht' ich Troſt, wo keine Freiheit wohnte,
Wo Druck und Haß der Männertugend lohnte,
Doch doppelt herb ward Trauer, Grimm und Scham,
Wenn Polen gleich kein Land an Unglück kam.

Dann wollt' ich kehren zu der Väter Herde,
Mich feſſeln laſſen auf der heim'ſchen Erde,
Freiwillig ſteigen in des Kerkers Gruft,
Zu athmen nur die vaterländ'ſche Luft;

Doch ach! ſelbſt dieſen Troſt durft' ich nicht hoffen,
Für mich iſt ſelbſt kein heim'ſcher Kerker offen,
Für Freiheit ſelbſt iſt Polens Luft nicht feil:
Sibirien nur, Sibirien nur mein Heil!

O Polen! Könnt' ich meine müden Glieder
Nur legen einſt in dir zur Ruhe nieder!
Dem Todten ſelbſt winkt keine Wiederkehr,
Kein Grab hat Polen zu vergeben mehr.

Grauſamer Schmerz, der meinen Muth verklaget,
Niemüder Wurm, der mir am Leben naget,
Nieſatter Geier, der mein Herz verſchlingt —
Mein Polen hin! Kein Gott, der's wiederbringt!

Mein Vaterland lebt nur in der Geſchichte
Und ſeine Freiheit nur in dem Gedichte,
Ein Pole werd' ich noch zum Spott genannt:
Ach! nur der Freie hat ein Vaterland!"

Als das Lied mit ſeiner gewaltigen Melodie zu Ende war, ſchwieg der Sänger und ſeine Harfe. Der Geſang hatte mich ſehr ergriffen, und, wie es ſchien, den nicht minder, von welchem er herrührte. Es entſtand eine feierliche Pauſe, ausgefüllt nur von dem ewigen Brauſen des Stroms, der als verſinnlichter Strom der Geſchichte vor meiner Seele vorüberſtürmte, Staaten und Völker, Leiden und Schickſale unaufhaltſam in ſeinen Sturz hinabwälzend. Als das Schweigen einige Minuten gewährt hatte, begann die Harfe wieder zu klimpern, keck und lebendig, als leihe ſie ihre Töne einer wieder auflebenden, ſich ermannenden Seele, dann heftig und ſtürmend, als kündige ſie einen Ausbruch des Zornes und der Thatenluſt an; endlich vereinigte ſich wieder die Stimme des Sängers mit der ihrigen und ergoß ſich trotzigen Ton's in folgende Worte:

„Polen iſt noch nicht vergeſſen
Und verloren war es nie;
Auf, zum Lande der Tſcherkeſſen,
Rettet Polen, rettend ſie!

Liegt auch Polens Arm in Banden,
Iſt Tſcherkeſſiens Fauſt doch frei!
D'rum herbei aus allen Landen,
Ruſſenfeinde, ſtürmt herbei!

Mit dem Blute der Barbaren
Löſchet eures Haſſes Glut;
In der Schlacht nur läßt ſich paaren
Polenblut und Ruſſenblut.

Ruhe bieten und verſöhnen
Kann uns dieſe Welt nicht mehr,
Bis wir mit des Sturmes Dröhnen
Brachen die Tyrannenwehr;

Bis der letzte Wurf gerichtet
Ueber uns mit Weib und Kind,
Bis wir unſern Feind vernichtet,
Oder ſelbſt vernichtet ſind.

Auf, ihr Rächer, auf, ihr Freunde!
Nach den Höh'n des Kaukaſus!
Dort iſt's, wo das Herz der Feinde
Unſre Rache ſuchen muß.

Durch den Wall der Sklavenleichen
Brecht euch Bahn zum Vaterland,
Bis auch dort des Feindes Weichen
Packt die Rache, neu entbrannt;

Bis zerhau'n er mit der Knute
Unter unſern Ferſen liegt
Und mit ſeinem gift'gen Blute
Unſrer Leiden Quell verſiegt.

Dann vom Kuban bis zum Ende
Polens reißt die Kett' entzwei,
Die geſtreckt Europens Hände
Feſſelt an die Tyrannei."

Die Aufeinanderfolge dieſer beiden Lieder, welche trotz ihrer verſchiedenartigen Auffaſſung eines und deſſelben Gegenſtandes einer und derſelben Geſinnung entſprungen zu ſein ſchienen, ließ die Abſicht erkennen, das Gemüth zuerſt

recht troſtlos hinabzuſtimmen, um es dann um ſo kühner zu erheben, zuerſt den Schmerz und dann den Zorn, zuerſt die Verzweiflung und dann den Muth aufzuregen. Dieſen Zweck fühlte ich in dem Eindruck, den der Geſang auf mein Gemüth gemacht hatte, vollkommen erreicht. Je mehr mich derſelbe aber aufgeregt, um ſo begieriger war ich geworden, die räthſelhafte Perſon kennen zu lernen, welche ſich mit einer Harfe in die Umgebungen des brauſenden Rheinfalls verirrte, um Polenlieder zu ſingen. Natürlich vermuthete ich einen Polen in ihr; nach einer kleinen Pauſe hörte ich ſie indeß reden und zwar meine Mutterſprache. Eine Knabenſtimme antwortete ihr. Ferneren Geſang hatte ich allem Anſcheine nach nicht mehr zu erwarten; ich beſchloß daher, mich mit dem Sänger bekannt zu machen und ſtieg den Hügel hinan.

Oben angelangt, ſah ich einen ſchönen Mann von etwa ſechs und dreißig Jahren auf einer Bank ſitzen; neben ihm ſaß ein Knabe, etwa vierzehn Jahre alt, deſſen Aeußeres ich auf den erſten Blick wenig beachtete. Sein Vater, denn als ſolchen ſah ich den ſchönen Mann an, machte mich durch ſein Aeußeres ſtutzen. Schwarzes Haar

von mittlerer Länge umkränzte seine hohe Stirne; in dem blassen Gesicht, dessen untern Theil ein schwarzer Bart einfaßte, glühten ein Paar große, dunkle Augen, aus welchen ein schwärmerisches Feuer, noch mehr aber eine entschlossene Festigkeit sprach. Um den sprechenden Mund lag ein Zug schmerzlicher Bitterkeit, als Ausdruck einer edlen Seele, deren Leidenschaft für das Höhere durch langen und vergeblichen Kampf erprobt war. So stellte sich mir das Bild des Mannes auf den ersten Anblick als ein sehr interessantes und ungewöhnliches dar.

Ich grüßte und redete ihn an. Sie werden, sprach ich, es mir nicht übel deuten, wenn ich, durch den Zufall zum Zuhörer Ihres Gesanges gemacht, ein Interesse daran finde, auch die Bekanntschaft des Sängers zu machen.

Er blickte mich einige Augenblicke forschend an, als sei er zweifelhaft über die Absicht, die mich zu ihm führte. Dann sagte er: „Das Interesse kann ein gegenseitiges werden. Sie sind ein Teutscher?"

Ja.

„So sind wir, was die Abstammung betrifft, Landsleute." Auf die „Abstammung" legte

er einen beſondern Ton, als wolle er andeuten, daß mit der Gemeinſamkeit derſelben eine große Verſchiedenartigkeit in andern Dingen verbunden ſein könne.

Um ſeine Zweifel in dieſer Hinſicht zu heben, erwiederte ich: und in Bezug auf die Geſinnung ſind wir es auch, wenn ich auf die Ihrige einen Schluß von Ihrem Geſang ziehen darf.

Dieſe Erklärung führte zu weitern. Wir ſprachen über Dieß und Jenes, zuletzt über unſere perſönlichen Verhältniſſe. „Ich werde in Ihren Augen, bemerkte der Fremde endlich, eine romantiſche Erſcheinung geweſen ſein, und über die Romantik denken nicht alle Leute gleich. Ich meinerſeits lache ſehr häufig über die Romantik, obſchon ich ſo romantiſch mit einer Harfe durch die Welt umherziehe; aber unſere Welt hat es auch zu einer zeitgemäßen Romantik gebracht, die ich die politiſche nennen mögte, und dieſe kultivire ich, freiwillig oder gezwungen.“

Auffallender Weiſe ſind wir auch in dieſem Punkt Schickſalsgenoſſen. Ich befleißige mich ebenfalls ſeit einiger Zeit der politiſchen Romantik, als deren Schöpferinn ich die Polizei anſehe.

„Welche Bewandtniß es mit meiner politi-

ſchen Romantik hat, ſagte der Fremde, würde ich Ihnen gern auseinanderſetzen, wenn ich Ihrer Geduld verſichert wäre, denn meine Erzählung müßte ziemlich lang ausfallen."

Ich beruhigte ihn in Bezug auf meine Geduld vollkommen, worauf er ſeine Harfe an einen Baum ſtellte, den Knaben bat, uns einige Minuten allein zu laſſen, und mir Folgendes erzählte:

„Vor dem Ausbruch der polniſchen Revolution ſtudirte ich noch in Berlin. Dort lernte ich einen jungen Polen kennen, der ebenfalls zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung die Berliner Univerſität beſuchte. Begütert und ſchon verheirathet, beabſichtigte er nicht, ſich zu einer amtlichen oder derartigen Stellung den Weg zu bahnen; er ſtudirte bloß aus Intereſſe an den Wiſſenſchaften und um ſich zu einem Mann zu befähigen, der einſt ſeinem Vaterlande durch eine freie Thätigkeit von Nutzen ſein könnte. Er beſaß viel Talent, eine feurige Geſinnung und eine ſchwärmeriſche Freiheitsliebe. Unſre Bekanntſchaft wurde ſehr bald zur intimſten Freundſchaft, an welcher ſeine Frau, als Dritte im Bunde, ſich auf das Lebhafteſte betheiligte. Dieſe Frau! Ein herr-

licheres Weib hat nie die Erde betreten. Was wiſſen Sie, wenn ich Ihnen ſage, das ſie edel und geiſtreich, daß ſie kühn und feurig, daß ſie ſchön und bezaubernd war? Malen Sie ſich ihr Bild beliebig aus, Sie erreichen die Wirklichkeit nie. Sie ſtammte durch ihren Vater aus Frankreich her und hieß Luiſe; mein Freund hieß Stanislaus.

„Stanislaus ſtand mit den polniſchen Vereinen, welche die Revolution vorbereiteten, in beſtändiger Korreſpondenz und weihte auch mich in dieſe geheime Bewegung ein. Wir entwarfen für Polens Freiheit tauſend Plane und ſchwärmten in der ſchönſten Zukunft. Luiſe war nicht weniger davon erfüllt, als wir. Als die Bewegung der Gemüther in Warſchau ſo weit gediehen war, daß ſie Thaten verkündete, beſchloſſen wir alle drei, nach Polen zu gehen. In Warſchau wurde ich ſehr bald mit den Patrioten bekannt und nahm gleich meinem Freunde an ihrer Thätigkeit den lebendigſten Antheil. Das Gewitter zog ſich immer dichter zuſammen und brach endlich los. Welche Thätigkeit wir dabei entwickelten, in welcher Erregung wir waren — ich kann es nicht beſchreiben. Noch weniger aber kann ich Ihnen

ein Bild entwerfen von der begeisterten Erregtheit Luisen's, dieses großartigen Weibes, das unwiderstehlich zu großen Entschlüssen und Thaten hingedrängt zu werden schien. Die Lebhaftigkeit der Französinn mit dem Heroismus der Polinn in sich vereinigend, setzte sie Männer und Weiber in Flammen, riß die Unschlüssigen mit fort, erfüllte die Zaghaften mit Muth und war die revolutionaire Seele des Kreises zu nennen, in welchem wir uns bewegten. Ihr Zustand — sie war hochschwanger — hielt sie nicht zurück; sie dachte nur an die Freiheit Polens und an die Rolle, welche ihrem Stanislaus von der heranrückenden schönern Zeit zugedacht werden würde.

„Das Schwert wurde gezogen und Stanislaus und ich nahmen es gleichfalls zur Hand. Luise wäre mitgezogen, wenn ihr Zustand es nicht unmöglich gemacht hätte. Sie kennen die Geschichte des Blutes, das damals vergebens vergossen wurde. Ich erhielt eine Wunde und mußte nach Warschau zurück. Stanislaus blieb im Felde und übertrug mir die Beschützung seines Weibes, das seine Niederkunft erwartete. Unglückliche Botschaften und diese Niederkunft trafen zusam-

men. Luiſe gebar einen Knaben und war nach der Geburt — wahnſinnig geworden!

„Denken Sie ſich das Fürchterliche unſerer Lage. Stanislaus — ich lernte ihn bei dieſer Gelegenheit als einen großen Menſchen kennen — hatte ſich durch die ſchreckliche Nachricht von dem Unglück ſeines ſo leidenſchaftlich geliebten Weibes nicht wankend machen laſſen in der Erfüllung der Pflicht, die er gegen die Freiheit übernommen. Er blieb bei dem Heer und ließ mir ſagen, daß er aus meiner Sorge für Luiſe alle Beruhigung nehme, die ihm ſeine perſönliche Anweſenheit nur verſchaffen könnte. Meine Wunde war beinah geheilt und ich that das Meinige, um ſeinem Vertrauen zu entſprechen. Fürchterliche Aufgabe! Wie durch einen Druck das Spiel eines Inſtrumentes ſich ändert, ſo war die Seele Luiſens, dieſes ſchrecklich reizenden Weibes, durch den Wahnſinn in eine völlig andere Welt der Anſchauung gerückt. Ihre Theilnahme für Polen war dieſelbe geblieben und in ihrer wilden Phantaſie ſpiegelte ſich das Schickſal ihres Vaterlandes in tauſend wunderbaren Bildern ab; aber wer war es, vor deſſen Blick ſie dieſe Bilder entfaltete? War es ihr Stanislaus? Sie kannte

ihn nicht mehr und hielt mich für ihren Gatten! Ich weiß nicht, ob es der Freund oder der Mann in mir war, der die größte Probe zu bestehen hatte, aber es war mir eine Aufgabe voll hölliſcher und himmliſcher Qual zugleich, von dieſem Weibe mit dem Namen meines Freundes angerufen, von ihren Küſſen bedeckt, von ihren Umarmungen umſchlungen, von ihrer Leidenſchaft der — Kälte beſchuldigt zu werden, dieſe Leidenſchaft erwiedern zu müſſen, ohne ihr zu erliegen, ſie doch nicht zu erwiedern und ihr auch nicht entfliehen zu können. Sie werden ſich mit mir wundern, daß dieſes Weib, deſſen wahnſinnige Zärtlichkeit mich Tag und Nacht nicht von ihrer Seite ließ, mich in ſolcher unerhörten Lage nicht ebenfalls wahnſinnig machte. Denken Sie ſich, wie ſie mit flammendem Blick, mit einer unheimlichen Wuth der Freude mir ihren Säugling darreicht und mich auffordert, meinen Sohn zu herzen!

„Ich habe die Probe beſtanden, hatte ſie noch lang zu beſtehen und außer ihr noch andere. Stanislaus beſtand keine leichtere. Er ſah Polen unter den Streichen der Petersburger Henker dahinſinken, er ſtand dem ſinkenden bei bis zum letz-

ten Augenblick, er kam fliehend in ſein Haus zurück und ſein Weib kannte ihn nicht mehr und umſchlang nur den Hals ſeines Freundes! Wäre ich ein Romanſchreiber, ich könnte Bände voll ſchreiben über die Situationen, in welche wir vier, Stanislaus, ſein Weib, ſein Sohn und ich durch den Fall Polens und den Wahnſinn Luiſens gebracht wurden.

„Doch wir hatten erſt das Vorſpiel des Drama's erlebt, in welchem uns ſo ſchreckliche Rollen zugetheilt waren. Alle Hoffnung lag zu Boden, die barbariſchen Sieger drangen auf blutiger Bahn immer weiter vor und es galt nur noch, ſich vor ihrer Henkerfauſt zu retten. Verrath und Gefahr belauerten alle Wege. Stanislaus packte ſeine werthvollſten Habſeligkeiten zuſammen und wir mußten mit ſeiner Familie die Flucht verſuchen. Wo die Schurkerei triumphirt, iſt die Tugend nur unter den Kleidern der Schurken ſicher. Ich verkleidete mich als ruſſiſcher Oberſt, Stanislaus wurde mein Bedienter; ſo brachten wir Luiſe mit ihrem Kind in einen Wagen und eilten der preußiſchen Grenze zu. Die Wahnſinnige nannte meine Kleidung einen Ballanzug und freute ſich kindiſch auf den Ball, dem ſie

entgegenreiſ'te. Wir erreichten glücklich das preußiſche Gebiet, jedoch auch dort war die Verfolgung ſchon geſchäftig. Die Gefahr und der Zuſtand Luiſens, welcher durchaus Ruhe in einem ſichern Zufluchtsort und Entfernung aus den bisherigen Umgebungen erheiſchte, trieb uns nach der Nordſee, wo wir ſogleich ein Schiff beſtiegen um nach Amerika überzuſetzen.

„Die Anker wurden gelichtet und die See lag vor uns; hinter uns das ſterbende Polen, wo jetzt der Henker aus den Trümmern unſerer Hoffnungen mit Muße ſeine blutigen Trophäen errichtete. Hätten wir das unglückliche Land gleich unſern Kleinodien flüchten, hätten wir es mitnehmen, ja hätten wir es vernichten können! Aber es mit unſern gefangenen Freunden zurücklaſſen zu müſſen in der Gewalt des Verfolgers, zu ſehen, wie er mit hölliſcher Wonne das Werk der Marterung an ihm beginnt, wie er ſich blutſaugend auf den Nacken des wehrloſen Opfers lagert, wie er das zuckende unter ſeinen Klauen zum Fraße zubereitet, wie er ſeine tyranniſche Beſtialität an dem zubereiteten ſättigt, — dann das Herz des verſchlungenen noch unter den Weichen des Ungeheuers klopfen zu ſehn, leiſe

und immer leiſer, zu denken ſeinen allmäligen Tod und hinter dem Tod nichts als die ſcheußliche, geſicherte Maſt des viehiſchen Ueberwinders mit dem Blut und Glück eines vernichteten Volkes, — dies Alles zu ſehen und zu denken und fern zu ſtehen, und keinen Blitz der Rache in der Hand zu haben, um das Scheuſal zu vernichten, und mit dem Fuß zu ſtampfen, ohne das Angeſicht des Todfeindes darunter zu ſehen, und ohnmächtig mit den Zähnen zu knirſchen, ohne ihn zerreißen zu können — — verzeihen Sie meine Aufregung, aber jene Lage war gräßlich, ſie war es auch ohne den Wahnſinn der unglücklichen Luiſe!

„Luiſe! Ich werde ſie ſogleich noch einmal nennen und dann iſt ſie — beſeitigt. Unſere Fahrt ging Anfangs gut und raſch von Statten und wir begannen uns allmälig zu beruhigen, ſo weit es unter ſolchen Umſtänden möglich war. Wir hofften in einigen Tagen die Küſte von Nord-Amerika zu erblicken; da ändert ſich der Wind, der Himmel verdüſtert ſich und es überfällt uns ein Sturm. Das Meer wird wild und immer wilder, der Sturm wüthend und immer wüthender. Zwei Tage und zwei Nächte lang umheult er uns ununterbrochen und ſchleudert das ſchwache

Schiff umher, als dürfe er nicht ruhen, bis er es vernichtet habe. Sein Werk gelang. Die furchtbaren Schläge der Wellen trieben die Fugen am vordern Kiel allmälig aus einander und das verbrauchte Schiff wurde leck; der Kapitän verwendete umsonst alle Kräfte der Mannschaft an den Pumpen: es sank und sank immer tiefer. Die Gefahr wuchs von Minute zu Minute und Alles machte sich gefaßt auf den plötzlichen Untergang. Luise war, seit der Sturm wehte, in einer seltsamen, stillen, nachdenklichen Aufregung gewesen; Stanislaus und ich bewachten sie mit ängstlicher Sorge und suchten sie mit ihrem Kinde unter dem Verdeck und im Bette zu halten. Als die Gefahr des Untergangs herannahte, waren wir genöthigt, sie heraufzubringen, um die Möglichkeit zu ihrer Rettung, wenn sich irgend eine solche darbieten sollte, sofort benutzen zu können. Stanislaus harrte am Eingang zur Kajüte, während ich hinabeilte, um sein theures Weib und ihren Säugling zu holen. Doch kaum bin ich unten an der Treppe angelangt, als sie mir mit aufgelöstem Haar, ihr Kind auf dem Arm, entgegenstürzt und hinaufeilt. „Stanislaus, Stanislaus, rette dein Kind!“ Dies rief sie mit einem markdurchdringenden Ton und

klammerte ſich an den Hals ihres Gatten. Die gewaltige Aufregung des Elements hatte ihre Seele wieder in die alten Fugen gerückt, ſie hatte plötzlich ihre Beſinnung zurückerhalten und erkannte vor dem Untergang ihren Stanislaus wieder. In dieſem Augenblick fühle ich das Schiff ſich auf die Seite werfen, ein gewaltiges Dröhnen durchfährt es vom einen Ende bis zum andern und ein mächtiger Waſſerguß ſtürzt ſich durch den Eingang in die Kajüte. Faſt athemlos unter demſelben geworden und kaum noch meiner Sinne mächtig, erreiche ich mit größter Anſtrengung die Treppe wieder und arbeite mich hinauf — Luiſe und Stanislaus waren verſchwunden! Eine furchtbare Welle war über das Schiff geſtürzt und hatte ſie mit ſich hinabgeriſſen in den Abgrund. Vergebliches Schauen, vergebliches Beſinnen! Sie ſind verloren, ſie ſind dahin für immer und das Brauſen der Wogen und das Heulen des Windes tobt wüthend über ihr Grab.

„Ich war wie erſtarrt und hielt mich mit Mühe an die Umſchanzung des Kajüteneingangs. Da höre ich hinter mir das ängſtliche Geſchrei eines Kindes. Es war Luiſens Sohn. Als die Welle ſich über ſie ſtürzte, hatte ein Matroſe, der

ſich gefahrenkundig an ein Seil geklammert hielt, mit kräftiger Fauſt nach ihr gegriffen, um ſie zu retten, aber die heftige Schwankung des Schiffs überlieferte ſie zu ſchnell der Gewalt der Sturzwelle und die rettende Matroſenhand ergriff nur den dargereichten Säugling.

„Kaum hatte ich das Kind von dem Matroſen übernommen, als ich die Mannſchaft in aller Haſt nach der Seite des Schiffs eilen und unter lautem Geſchrei in das hinabgelaſſene Boot ſtürzen ſah. Mich raſch beſinnend ſtürze ich ihnen nach und gelange, mit der einen Hand das Kind, mit der andern ein Tau feſthaltend, glücklich in das Boot, das in dem Drang der Wellen heftig auf- und niederfuhr. In dem Augenblick, wo ich mich hineinwerfe, wird es abgeſtoßen und von den Wellen erfaßt. Kaum hat es ſich eine kleine Strecke entfernt, ſo beginnt das Schiff, deſſen Bord nur noch ein Paar Fuß das Waſſer überragt, gewaltig zu ſchwanken und ſchießt dann, die hohen Maſten pfeilſchnell nachziehend, plötzlich in die Tiefe, von einem ungeheuren Wogenſchwall überſtürzt.

„Unſere Lage war entſetzlich. Die Rettung in dem kleinen Boot, das furchtbar umhergeſchleu-

dert wurde und jeden Augenblick von einem Waſſerſturz begraben werden konnte, ſchien nur durch ein Wunder möglich zu ſein. Ich hatte alle meine Kräfte aufzubieten, um das ſchreiende Kind auf dem Arm zu halten und mit der andern Hand mich an das Bord des ſchwankenden Bootes feſtzuklammern. Die Geſchicklichkeit des Kapitäns, welcher auf bewundernswerthe Weiſe durch Steuern und Rudern den Sturzwellen auszuweichen wußte, rettete uns. Es währte nicht lange, ſo legte ſich der Sturm, und am folgenden Morgen, nach einer angſtvollen Nacht, erblickten wir ein amerikaniſches Schiff, welchem wir zuruderten. Wir wurden freundlich aufgenommen und rechneten uns nun wieder zu den Lebenden.

„Mein Kind — ich mußte von jetzt ab das elternloſe ſo nennen — war durch Schreien und Hunger ſo erſchöpft, daß ich faſt an ſeiner Rettung verzweifelte. Dennoch gelang ſie mir durch ſorgſame Pflege, und nach einigen Tagen, als wir zu New-York einliefen, hatte es ſich völlig erholt. Ich gab ihm eine Wärterinn und hatte die Freude, es von Tag zu Tag herrlicher gedeihen zu ſehen. Ihm hatte ich jetzt meine Liebe und meine Thätigkeit allein zu weihen.

„Meine Mittel beſtanden nur in einer mitgenommenen Börſe und dem Ertrag einiger Juwelen. Auch hatte ich von Hauſe nichts zu erwarten, da meine Eltern verſtorben waren. Ich verlegte mich daher auf Unterricht in Sprachen und Muſik und zwar mit ſo glücklichem Erfolg, daß ich Erſparniſſe für die Erziehung des Kleinen zurücklegen konnte. Er wuchs heran und entwickelte ſich immer erfreulicher. Er legte eine Genialität des Geiſtes und eine Energie des Charakters an den Tag, die mich an dem Knaben oft in Erſtaunen ſetzten. Der Glaube, daß er für große Dinge beſtimmt ſein könne, befeſtigte ſich immer mehr in mir und ich berechnete hiernach ſeine Erziehung. Soll ich Ihnen ſagen, was ich aus ihm zu machen gedenke? Einen Rächer ſeines Vaterlandes! Ich habe meine Mußeſtunden benutzt, um erſt mich ſelbſt und dann ihn in Allem zu unterrichten, was ihm für ſeine einſtige Aufgabe von Nutzen ſein kann. Er verſteht außer andern Sprachen Ruſſiſch und Polniſch, er kennt die Geſchichte Rußlands und Polens im Detail, und über die Kriegswiſſenſchaften hat er ſchon einen vollſtändigen Ueberblick. Den meiſten Unterricht aber hat er im Ruſſenhaß erhalten

und dieſer Unterricht iſt ſo trefflich bei ihm angeſchlagen, daß das Feuer des H. ſſ(s ſein junges Leben verzehren würde, wenn ich es nicht überwachte.

„Als der Knabe mehr heranwuchs, hielt ich es für nöthig, ihn die Welt und die Menſchen kennen zu lehren. In ſeiner Begleitung durchzog ich als Konzertgeber mit meiner Harfe das ganze Nordamerika. Mit der Aufgabe, ihm die Welt und das freieſte Land derſelben zu zeigen, ſuchte ich aber zugleich eine andere zu vereinigen. Ich dichtete und ſang Polenlieder, um unter den Völkern die Sympathie für Polen und den Haß gegen die Petersburger Tyrannei nicht einſchlafen zu laſſen. Daß meine Propaganda nicht erfolglos geweſen iſt, davon habe ich ſprechende Beweiſe; und ich hoffe, ſie wird auch da wirken, wo die Mitſchuldigen an dem Morde Polens noch immer ſklaviſche Söldlinge gegen das unglückliche Volk bewaffnen. Als ich Nordamerika durchzogen hatte, wandte ich mich nach England, von wo ich wieder auf den Kontinent gekommen bin, um meine begonnene Rolle weiter zu ſpielen, und ſo haben denn auch Sie mich hier in meinem Beruf, bei der Einübung neuer Lieder angetroffen.

„Jetzt kennen Sie den Inhalt meiner poli-

tiſchen Romantik. Ich weiß, daß Ihnen dabei manche Bedenken aufſtoßen können. Sie werden ſagen, es verlohne ſich auf einem höhern Standpunkt der Mühe nicht, ſich für ein Volk zu begeiſtern, das in Unwiſſenheit verſunken, das in der Hand des Adels und der Pfaffen ſei und in dieſer Verſunkenheit hinlängliche Beweiſe ſeines politiſchen Unverſtandes gegeben habe. Ich will zugeben, daß dieß richtig, und daß der Heroismus der Polen nicht im Stande ſei, ihre Fehler aufzuwiegen. Was aber bei meinem Intereſſe für ſie den Ausſchlag gibt, das iſt ihre Entgegenſetzung gegen Rußland. Ueberblicken ſie im Geiſt die Fernen der Zukunft und entſcheiden Sie ſich: ſoll und wird Rußland, dieſer vom Deſpotismus künſtlich zuſammengeknetete Staat, oder ſoll und wird Polen, dieſer trotz ſeiner Zerriſſenheit und ſeiner namenloſen Leiden durch die zäheſten Sympathien zuſammengehaltene Volksbund, eine Zukunft haben? Müſſen Sie ſich für die künftige Exiſtenz Polens entſcheiden, ſo müſſen Sie auch für das polniſche Prinzip Partei ergreifen, ſo weit wenigſtens, als es ſich gegen die auswärtige Unterdrückung geltend macht. Ich bin nicht mehr befangen in Nationalvorurtheilen; ich erkenne eine

Nationalität nur an, ſofern ſie einen würdigen Inhalt hat und dieſer Inhalt kann hauptſächlich nur die Freiheit ſein. Aber hat nicht die polniſche Nationalität dieſen Inhalt wenigſtens relativ, im Gegenſatze zu Rußland? Wäre Rußland ein freier Staat, ſo würde ich Polen ihm ſo bald als möglich einverleibt wünſchen, denn ſo wie die Nationalität nur Werth erhält durch die Freiheit, ſo hat auch die Freiheit die Macht, die Nationalität zu abſorbiren und zu erſetzen.

„Rußland will die polniſche Nationalität vernichten, ohne ſie zu erſetzen. Unſinniges Unternehmen! Unterdrückung iſt die Lebensnahrung der Nationalität. Es wird eine Zeit kommen, wo der Nationalitätsfabrikant zu Petersburg vor ſeinem Werk erſchrecken ſoll. Mag er mit den polniſchen Patrioten ſein Sibirien bevölkern, mag er ſie lebendig in Kerker begraben, mag er ſich in Erfindungen erſchöpfen, um ihnen das Gedächtniß wegzukünſteln, mag er ihnen die Zunge ruſſiſch zuſchneiden und ihnen ſogar das polniſche Pfeifen verbieten, ja mag es ihm gelingen, die polniſche Luft ruſſiſch zu machen und die polniſchen Adern mit ruſſiſchem Blut zu füllen — Polen bleibt und ſtirbt nicht. Und ſollte Polen im Innern gemordet werden können,

es wird im Auslande fortleben. Die Geſchichte hat das Mittel erfunden, die Freiheit der Völker in den Emigranten fortzubewahren, wenn ſie daheim keine Stätte mehr hat. Die polniſche Emigration iſt das geiſtige Polen geworden; ſie wird es in Eltern und Kindern fortbewahren; ſie wird den Unterdrücker des Mutterlandes als Rachegeſpenſt umſchwärmen und ſich auf ihn ſtürzen, wenn die Zeit gekommen iſt.

„Die Zeit wird kommen und — mein Pflegeſohn wird Zeugniß von ihr ablegen! Empfangen in revolutionärer Erregung, getragen unter einem revolutionären Herzen, geſäugt mit revolutionärer Milch, ſchon als Säugling unter die revolutionären Flüchtlinge in die Welt hinausgeſtoßen und erzogen in dem Haß gegen den Mörder ſeiner Eltern und ſeines Vaterlandes — ſo ſoll, ſo wird er ein Rächer und ein Befreier werden. Sobald er ein Jüngling iſt, ſollen die Polen ſeinen Namen erfahren, und wenn er ein Mann iſt, ſoll er ihr Führer werden.

„Glauben Sie übrigens nicht, daß es bloß Polen ſei, deſſen Zukunft ich bei meinen Bemühungen gegen die ruſſiſche Tyrannei im Auge habe; bei Weitem mehr noch treibt mich die Hoffnung

für die Freiheit überhaupt. Rußland iſt das böſe Prinzip in Europa. Dieſer koloſſale Bau iſt die Verſchanzung für allen Deſpotismus des Kontinents. Direkt oder indirekt zieht Rußland jede Schlinge zuſammen, womit die europäiſche Freiheit erdroſſelt wird. Ohne Rußland hätte die Reaktion längſt ihren Halt verloren, trotz dem Beiſtand des Fürſten Metternich, und ohne Rußlands Beiſpiel machte ſie ſich keine Hoffnung mehr, daß das Kunſtſtück gelingen könne, durch Druck und Verſchlechterung ganze Völker auf lange Jahre hin todt zu machen. Rußland vernichten heißt Europa befreien, und Polen retten heißt Rußland vernichten.

„Dieß ſind die Ueberzeugungen, welchen meine ſchwache Kraft gewidmet iſt; ich diene ihnen auf diejenige Weiſe, welche mir nach den Umſtänden meiner Perſönlichkeit die zweckmäßigſte zu ſein ſcheint. Schelten Sie mich daher nicht, daß ich eine ſo romantiſche Rolle ſpiele und wenigſtens da ſinge, wo das Sprechen verpönt iſt — ich bin jetzt auf dem Wege nach Teutſchland!“

Als der Fremde geendigt hatte, ſah er mich mit freundſchaftlichem Lächeln an und drückte mir die Hand. Ich mogte ſeine edle Begeiſterung

nicht durch Gegenbemerkungen trüben, am Wenigſten durch die Bemerkung, daß es mir eine verfehlte Berechnung zu ſein ſcheine, unter den Teutſchen Bekämpfer gegen fremde Unterdrückung zu werben, während die eigene Unterdrückung ihre Galle ſo wenig affizirt habe. Auch wollte ich keine Erörterung über die Frage hervorrufen, ob die Handhabe für die allgemeine Befreiung nicht anderwärts zu finden ſei, als in Rußland und Polen. Der Geiſt und Charakter des Fremden hatte Anſpruch darauf, daß ich keine Verſuche machte, ihm in irgend etwas ſeine Bahn zu vertreten. Uebrigens war ich auch weit entfernt, dieſe Bahn für eine verfehlte zu halten, und das Streben des Fremden flößte mir nicht weniger Intereſſe ein, als ſeine Perſon und ſeine ſeltnen Schickſale.

Der Rheinfall ließ fort und fort ſeine brauſende Stimme erſchallen und brach die Begleitung zu unſerer Unterhaltung nicht mit dieſer ab. Wir ſaßen eine Weile ſchweigend da und ließen von dem brauſenden Strom unſere Gedanken mit fortführen. Dann verabredeten wir — es begann ſchon zu dunkeln —, gemeinſchaftlich einen Gaſt-

hof aufzuſuchen und noch einen Tag beiſammen zu bleiben.

Als wir uns erhoben, fand ſich auch der Knabe wieder ein, der während unſeres Geſprächs zu ſeiner Unterhaltung Steine in den Rhein gerollt hatte. Jetzt erſt faßte ich ihn mit Intereſſe in's Auge und erſtaunte über den energiſchen Ausdruck dieſes ſchönen Geſichtes. Wenn das Aeußere eines Menſchen ein Recht gibt, auf ſein Schickſal zu ſchließen, ſo mußte ich allerdings die Anſicht theilen, daß dieſem Knaben eine ungewöhnliche Zukunft bevorſtehe. Ich ſah ihn eine Weile an, gab ihm die Hand, und fragte ihn, wie er heiße? „Ich heiße," ſprach er ſanft erröthend — und ſeine Augen glühten wie ein Widerſchein aus dem Brande von Moskau — „ich heiße Hannibal!"

V.

Lord Waterford auf dem Kölniſchen Karneval.

Eines Morgens beſuchte mich unerwartet ein kölniſcher Bürger von jovialſter Gutmüthigkeit und begann nach den üblichen Begrüßungen folgende Unterredung:

Kölniſcher Bürger. Lieber Mitbürger, wir haben uns oft gedacht, daß es Ihnen mitunter recht ſchwer um das Herz ſein müſſe, ſeitdem Sie unſere luſtige Stadt verlaſſen haben.

Ich. Wohl gebe ich zu, daß ich unter meinen Bekannten und auf heimiſchem Boden lieber thätig wäre, als in einem fremden Lande. Wenn aber in der Heimath alle Bedingungen zu einer menſchlichen, d. h. freien Thätigkeit für mich fehlen, ſo werden Sie zugeben, daß ich trotz Ihrer

Lustigkeit in der Fremde besser daran bin, als zu Köln, denn das Glück des Menschen besteht doch einzig darin, daß er seine menschliche Natur bethätigen könne.

Köln. B. Darin haben Sie Recht. Man muß seine menschliche Natur bethätigen können. Aber die menschliche Natur ist so vielseitig, daß uns immer noch eine Menge Seiten übrig bleiben, wenn uns einige zugeklebt werden. Sie würden doch bei uns noch nimmer —

Ich. Ich würde noch manchen Schoppen im „Marienbildchen" und im „Prinz Karl" mit Ihnen trinken können, ohne daß die Polizei etwas dawider hätte, das ist wahr, und kein Mensch würde bestreiten, daß ich dadurch meine menschliche Natur bethätigte.

Köln. B. Ich weiß wohl, was Sie sagen wollen; aber es ist doch hart, so von seinen Mitbürgern getrennt zu sein. Ich hielte das nicht aus, wenn auch der Züricher Wein eben so sauer wäre, wie der kölnische.

Ich. Bin ich denn etwa hier weniger Ihr Mitbürger, als in Köln? Ich bin es bei Weitem mehr. In Köln würde ich nichts mehr für Sie wirken können und dabei in die Kasematten ein-

geſperrt werden; hier kann ich Manches für Sie wirken und werde nicht in die Kaſematten geſperrt. Iſt das nicht ein bedeutender Unterſchied? Wenn meine Mitbürger Intereſſe genug für mich bewahren, um meine Schriften zu leſen, und die Buchhändler Muth genug, um ſie zu verlegen, bin ich dann nicht beneidenswerther, als alle Schriftſteller an Ihrem „freien deutſchen Rhein"? Sie glauben nicht, mein trefflicher Mitbürger, welch ein Glück es iſt, ohne Polizei- und landrechtliche Rückſichten ſein Herz von Dem erleichtern zu können, was man ſo lange Zeit in ſich hat verſchließen müſſen. Seit ich Köln Adieu geſagt, habe ich ſchon zehn Zentner von meiner Seele geladen, und doch iſt ſie noch belaſtet wie ein Seeſchiff. Daß die Leute in unſerm Lande nicht des Teufels werden, begreif' ich jetzt noch weit weniger als früher.

Köln. B. Ich ſehe wohl, daß ich wenig Ausſichten habe, den Zweck zu erreichen, welcher mich zu Ihnen führt.

Ich. Haben Sie denn noch einen beſondern Zweck?

Köln. B. Ehe ich davon ſpreche, muß ich mich und Ihre ſonſtigen Bekannten entſchuldigen, daß wir Ihnen nicht öfter ſchreiben, denn Sie

haben, wie wir hören, ſchon mehrere Male die ſonderbare Erfahrung gemacht, daß Ihnen Siegellack eben ſo wenig treu iſt, wie Oblaten. Wer ſollte es denken, daß in ſolchem todten Material eine verrätheriſche Geſinnung ſtecke? Und doch ſoll es konſtatirt ſein, daß, wenn ein Schurke einen Brief in die Hand nimmt, der Siegellack und die Oblate ſogleich das Maul aufthun und Alles ausplaudern, was darin ſteht.

Ich. Unglaublich! Vollends unglaublich aber, daß es unter Ihnen Schurken geben ſollte.

Köln. B. Das hab' ich ja auch nicht geſagt, lieber Mitbürger: wie ſollt' ich dazu kommen, die Rheinländer zu beſchimpfen? Sie wiſſen ja, wie verhaßt uns Rheinländern die Schurken ſind und daß wir ſie bei der erſten Gelegenheit aus dem Lande jagen werden. Aber ein Brief hat mitunter allerlei Verbindungen —

Ich. Haben Sie Geduld, ich werde mich bemühen, einen liberalen Siegellack zu erfinden, an dem ſich die Schurken die Finger verbrennen. Doch nun Ihr eigentlicher Zweck?

Köln. B. Der Hauptzweck meiner Hierherkunft iſt, Sie zum kölniſchen Karneval einzuladen.

Ich. Liebſter Mitbürger, wo denken Sie hin? Wenn Sie Ihren Funken die Polizei übertragen, ſo bin ich bereit.

Köln. B. Ja, Ihnen ſteckt die Polizei im Kopf. Sie ſind gar zu ängſtlicher Natur. Ich aber verſichere Ihnen, daß Sie nicht das Mindeſte zu befürchten haben, obgleich von Ihrem Steckbrief ſchon die zweite Auflage im Amtsblatt erſchienen iſt. Vollends dann haben Sie vor der Polizei keine Noth, wenn Sie als Narr in's Land kommen; bloß geſcheidte Leute ſind vor ihr nicht ſicher.

In dieſer Weiſe fuhr mein jovialer kölniſcher Mitbürger fort, mir zuzureden. Ich war aber halsſtarrig genug, ſeiner verführeriſchen Einladung zu widerſtehen, doch mußte ich verſprechen, dem Karneval wenigſtens „im Geiſt“ beizuwohnen. Das habe ich denn gethan und zwar in der Perſon eines Mannes, welcher vermöge ſeiner Eigenſchaften dem Karneval nicht minder konveniren muß, als der Polizei. Wer kennt nicht den berühmten Freund der Nachtwächter und Kneipwirthe, den geiſt- und geldreichen Lord Waterford? Ich zog alſo im Geiſt als Lord Waterford auf den kölniſchen Karneval und berichte nun, was der berühmte Lord daſelbſt erlebte und ausführte.

Schon bei ſeinem Einzug in Köln erlebte Se. Lordſchaft ein ſeltſames Abenteuer. Als er nämlich an die „vier Winde", den belebteſten Theil der Stadt kam, wurde er mit ſeinen Pferden von mehreren Krokodilen angefallen. Dieſe Krokodile waren aus Aegypten gekommen, wo ſie den Schlamm des Nils, der ihnen wegen ihrer zunehmenden Größe zu ſeicht geworden war, verlaſſen hatten, um nach Köln auszuwandern und ſich in deſſen berühmtem Straßenſchlamm häuslich niederzulaſſen. Zum Glück hatte der Lord ein Paar ſeltſame Begleiter zu ſeinem Privatvergnügen hintenauf ſitzen, welche durch ihr bloßes Angſtgeſchrei die Angreifer zurückſchreckten. Dieſe Begleiter waren Herr Barribal und Herr Spitz, ein Paar ſeltene Exemplare jener verbiſſenen und verſchliſſenen Demagogen, welche früher auf der patriotiſchen Bühne Fiasko gemacht und darauf das Geſchäft übernommen haben, Alles herunterzumachen, was nach ihnen auftreten wollte. Sie waren früher ſehr gefährlich und hatten die Abſicht, die Welt vom 40. bis zum 60. Grad nördlicher Breite rein aufzufreſſen, da ſie aber die Zähne gar zu geographiſch, ohne alle philoſophiſche Berechnung, anſetzten, ſo brach ihnen ſchon auf dem 50. Grad, mit welchem ſie

ihr Werk anfingen, das nationale Gebiß ab und seitdem erheben sie einen erschrecklichen Lärm über Alles, was bessere Zähne hat, als sie. Es ist, als fürchteten sie, daß sie selber mitgefressen würden. Seit sie ihr Gebiß verloren, fressen sie statt des Vaterlands bloß noch Bibeln und Nibelungen, auch mitunter Hegelianer und „Radikale", und statt zu beißen schreien sie. Ihre Kriegsart gehört nicht mehr in die Taktik, sondern in die Akustik, und wenn sie schon über einen Menschen, der ihnen die Zähne weist, ein Mordgeschrei erheben, so kann man sich einen Begriff von ihrem Geschrei machen, als sie die Zähne der Krokodile vor sich sahen. Barribal brüllte im Baß und Spitz bellte im Diskant, daß die halbe Stadt in Bewegung gerieth.

Als die Krokodile die Flucht ergriffen hatten, wurde Lord Waterford sogleich von einer Deputation der Bürgerschaft angegangen, ihr den Barribal und den Spitz zum städtischen Gebrauch zu überlassen. Der Lord aber, welcher weislich berechnete, welche Dienste ihm seine Begleiter noch würden leisten können, wies das Ansinnen der Deputation ab und fuhr weiter.

An der Ecke einer andern Straße überraschte ihn abermals eine thierische Szene. Ein Hund

in kläglichſter Geſtalt ſaß in der Straßenrinne und war im Begriff zu verhungern. Mit rührendem Blick flehte die Beſtie das Mitleid der Menſchen um einen Biſſen an, der ihr das Leben rette. Niemand gewahrte ſie. Da kommt endlich eine Perſon, die viel hündiſche Sympathien hat, und reicht dem Hungernden ein Stück von ihrem Kommisbrod. Der edle Hund aber weiſ't den Wohlthäter mit Verachtung zurück und verhungert mit den Worten: „von dir nimmt ſelbſt kein rheiniſcher Hund etwas an!“ Wer war der Zurückgewieſene? Es war der „Rheiniſche Beobachter.“

Endlich langte Lord Waterford in ſeinem Gaſthof an, wo ihn ſeine karnevaliſtiſchen Freunde empfingen. Er ließ den Barribal und den Spitz in ein beſonderes Zimmer ſperren, ihnen zweihundert Bibeln zur Beköſtigung und ſechshundert Nibelungen zur Unterhaltung geben, und bereitete ſich dann zu ſeinen gemeinnützigen Unternehmungen vor. Auf dem Markt trat er unter die verſammelte Menge und hielt eine Rede über den Karneval. Er ſetzte dem Volk auseinander, daß es eine unwürdige Auffaſſung des Karnevals ſei, welche denſelben zu einer bewußt- und zweckloſen

Tollheit mache, denn die Tollheit als Prinzip sei etwas Thierisch-widerwärtiges und erinnere an die rohen Aufzüge der Wilden; bringe man aber Zweck und Methode in die Tollheit, so werde sie etwas Würdiges und Geistiges. Der Karneval sei zeitgemäß nur als eine Gelegenheit zur Vereinigung Derer aufzufassen, welche den angesammelten Stoff der Volkssatyre benutzen wollten, um in corpore die Zeiterscheinungen auf eine drastische Weise an den Pranger der Lächerlichkeit zu stellen und der demokratischen Laune der Bürger zu überliefern. Den Kölnern sei zwar diese Auffassung nicht ganz fremd, aber der Karneval werde von ihnen nicht genug im höhern Styl betrieben; auch sei ihre Tollheit zu unschuldiger Natur, da sie noch nicht einmal der Polizei zu toll geworden, und das sei doch alles Mögliche u. s. w.

Ehe noch Lord Waterford ausgesprochen, drängte sich ein anderer Redner hervor, ein großer, dicker Mann mit pustigem Gesicht, der in Köln schon allerlei Rollen gespielt hatte und auf dem Wege des Hochschreiens noch eine höhere Rolle zu spielen gedachte. Er erging sich in Lobeserhebungen des Karnevals und schloß seine Rede also: „ich erlaube mir demnach, den Gefühlen Luft zu machen, welche die

Bruſt eines Jeden von uns in dieſen freudigen Stunden erfüllen, und bitte Sie, mit mir einzuſtimmen in den Ruf: „hoch lebe unſer allergnädigſter, allverehrter, edelgeſinnter, ſegenſpendender —!“ Ehe er das Wort noch ausgeſprochen, erſcholl aus dem „Munde des Volks“ ein dreimaliges, donnerndes —

Herunter und herauf wogte das Volk durch die Straßen, um die Rede des engliſchen Lords anzuhören. Waterford hatte Mühe, ſeine unterbrochene Rede zu beendigen. Nach ihm trat abermals der dicke Hochſchreier mit dem puſtigen Geſicht auf und rief: „da wir ſelten in ſo großer Zahl verſammelt ſind, wie heut, ſo laßt uns diejenigen Gefühle ausſprechen, welche am Allgemeinſten die Bruſt des Bürgers, namentlich des Kölners erfüllen. Ich fodere daher jeden ächten Karnevalsfreund, Kölner und Rheinländer auf, mit mir einzuſtimmen in den Ruf: „hoch lebe unſer allergnädigſter, allverehrter, edelgeſinnter, ſegenſpendender —!“ Ehe er das Wort noch ausgeſprochen, erſcholl aus dem „Munde des Volks“ ein dreimaliges, donnerndes —

Herunter ſtieg der dicke Redner und bereitete ſich vor auf einen neuen Vortrag, denn er war

ein unerschöpflicher Tribun. Waterford machte unterdeß allerlei Vorschläge über die Einrichtung der Karnevalsstände, über die Konstitution des Festes, über die nach Beendigung desselben zu erlassenden Karnevalsabschiede u. s. w. Sie wurden sämmtlich mit Beifall angenommen, nachdem der dicke Mann in jeder Pause ein Hoch auf seinen allergnädigsten (versteht sich, Hanswurst) ausgebracht hatte. Der umfassendste und wichtigste Vorschlag des Lords bezog sich auf den Karnevalsbund. Sämmtliche Städte des Vaterlands nämlich, Königsberg nicht ausgenommen, sollten sich vereinigen zu einem Karnevalsbund, welchem die Gesetzgebung und Obsorge über allgemeine Angelegenheiten übertragen werden sollte. Als Sitz der allgemeinen Versammlungen wurde die kleine Stadt Siegburg vorgeschlagen, damit die Absicht der Großen, den Bund zu beherrschen, nicht in die Augen fallen und Eifersucht erregen könne. Der Hauptzweck des Bundes sollte dahin gehen, den Betheiligten eine Autorität zu schaffen, welcher sie Befehle auftragen könnten, um sie als fremde von ihr wieder zu empfangen, und sich auf diese Art vor Anfechtungen zu sichern. Hält man es z. B. für dienlich, zum Karneval den Leuten Ohr-

feigen zu geben, oder die Fenſter einzuwerfen, oder Pechpflaſter auf den Mund zu ſchlagen, ſo macht man darüber einen Antrag beim Karnevalsbund und der Antrag geht natürlich durch. Beklagen ſich dann ſpäter die Leute über Ohrfeigen, zerbrochene Fenſterſcheiben und Pechpflaſter, ſo ſichert man ſich ganz einfach durch Hinweiſung auf den Karnevalsbund, welcher ſeinem hohen Beruf gemäß die Ohrfeigen, das Fenſtereinwerfen und die Pechpflaſter zum allgemeinen Beſten angeordnet habe. Eine derartige Einrichtung hielt der Lord für durchaus nothwendig, theils um ein gleichmäßiges Verfahren in den einzelnen Städten des Karnevalsbundes herbeizuführen, theils um durch die Autorität dieſes Bundes der Gegenpartei zu imponiren, im Fall dieſelbe Einwendungen gegen das karnevaliſtiſche Verfahren machen ſollte. „Will dann, ſo ſchloß der Lord ſeine Rede, die Gegenpartei uns etwas anhaben, ſo iſt ſie wenigſtens genöthigt, den ganzen Bund zum Teufel zu jagen, und das hat ungleich mehr Schwierigkeiten, als das Wegjagen eines einzelnen Gliedes, zumal wenn die Glieder ſich ſämmtlich ihre Sicherheit nach Innen und nach Außen garantiren.“

Mit dieſem Bund glaubte der Lord ein Meiſterſtück ſeiner karnevaliſtiſchen Politik geſchaffen zu haben. Als er alle ſeine Vorſchläge gemacht und der große, dicke, puſtige Mann ſechshundert „Hoch's" auf ſeinen „allergnädigſten" (verſteht ſich, Hanswurſt) ausgebracht hatte, zogen ſich die Vorſtandsmitglieder zurück, um über die Inthroniſation des ſchwarzen Rocks zu berathen, welche am andren Tage Statt finden ſollte. Der ſchwarze Rock war ein räthſelhaftes Ding, ein gewiſſes Etwas, ein unerklärbares Phantom, in welches Jeder hineinlegen konnte, was er wollte. Man hatte den ſchwarzen Rock in einer Trödelbude gefunden, wo er in einem komiſchen Krieg mit einem rothen Rock begriffen war. Dieſe Oppoſition gegen den rothen Rock, welcher der Geſchichte zufolge bekanntlich das Abzeigen der Tyrannei iſt, hatte den liberalen Karnevalsfreunden gefallen und ſie beſchäftigten ſich daher, bloß um den rothen Rock zu ärgern, auf das Eifrigſte mit Ehrenbezeigungen gegen den ſchwarzen Rock, ohne ſich zu fragen, ob dieſer nicht ebenfalls ein Symbol der Tyrannei, vielleicht gar des Todes ſei. Sie hatten alle mögliche Röcke, wenigſtens hundert an der Zahl, aus jedem Säkulum und jeder Ge-

ſchichtsentwickelung im Karnevalslokale aufgehängt, und als Gebieter von allen ſollte der ſchwarze Rock über die ganze Verſammlung gehängt werden. Hinter jedem Rock ſollte ſich ein Karnevalsmitglied verſtecken und im Sinn deſſelben eine Rede halten, dem ſchwarzen Rock aber war dabei das erſte und das letzte Wort zugedacht. Dieß war die Idee des Stücks, das am andern Tag aufgeführt werden ſollte.

Lord Waterford, von Hauſe aus eine proteſtirende Natur, hatte wenig Geſchmack an dieſer Verherrlichung des ſchwarzen Rocks. Er opponirte daher auf das Kräftigſte, ohne aber die Kölner von ihrer dummen Lieblingskaprice abbringen zu können. Es war unterdeß ſpät in der Nacht geworden und man hatte ſich in große Hitze geſprochen und getrunken. In dieſem Zuſtande paſſirte die Geſellſchaft auf dem Heimgang den ſogenannten Steinweg, eine Straße in der Nähe des Heumarktes.

In dieſer Straße ſteht an der Hausthüre eines Gewürzkrämers ein ſeltnes Kunſtwerk der Skulptur. Wie ſo oft die Anerkennung an dem ſtillen Verdienſt vorübergeht, um ſich dem Scheinverdienſt auf dem lauten Markt zuzuwenden, ſo hat auch

jenes Kunſtwerk bisher gar keine Beachtung gefunden und ſelbſt der große kölniſche Kunſtkenner Ernſt Weyden hat ihm keine Aufmerkſamkeit geſchenkt. Dem geübten Blick des Lords Waterford aber fiel in der Mitte der Nacht auf, was Anderen am hellen Tag entgangen war. Die Büſte iſt eine aus Stein gehauene, ritterliche Figur von etwa 4—5 Fuß Höhe: Arbeit, Geſchmack, Ausdruck — Alles ausgezeichnet. Der ausgezeichnetſte Theil derſelben aber iſt eine etwa ſechs Zoll lange Naſe von markigſter Kraft, welche der vorſorgende Künſtler — ſein Name iſt leider verloren gegangen, wie der Name des Dombaumeiſters — aus Eiſen verfertigt hat, damit ſie dem Nord- und Weſtwind der Zeit Trotz bieten könne. O du ſchöne, ſeltne, ausdrucksvolle Naſe! Sie war ſanft geröthet von dem veredelnden Roſt der Jahrhunderte und ragte mit ſtummer, geheimnißvoller Beredſamkeit in die Nacht hinaus. So ſtand der Lord vor ihr in andächtige Betrachtung verloren, und die übrige Geſellſchaft ſtellte ſich in neugieriger Feierlichkeit um ihn her. Es war, als ob die Naſe Leben erhalten habe, als ob ſie athme und durch ihre Oeffnungen ſich mitunter ein tiefer Seufzer aus der Bruſt des ſteinernen Unbekann-

ten hervorſtehle. Plötzlich ſtürzte ſich der Lord mit ſchluchzender Rührung über die Büſte hin, umarmte ſie, küßte die geiſtvolle Naſe und rief: „So ſind' ich dich endlich an dieſem Orte, du vielgeſchmähter, vielverfolgter, edeler Geiſt! Wer hätte es gedacht, daß mir das Glück aufgeſpart ſei, dich zu retten und zu rächen! Komm' in meine Arme, begleite mich, und ich werde dir den Platz anweiſen, welchen das Volk deinem Verdienſte beſtimmt, der Geiſt der Finſterniß aber die vorenthalten hat! Seht, meine Freunde, ſetzte der Lord mit Begeiſterung hinzu, dieß iſt die berühmte Büſte des edlen Byron, welche noch vergebens auf ihren Einzug in die Weſtminſterhalle wartet. Laſſen wir dem großen Mann ſein Recht widerfahren und ſtatt der Inthroniſation des ſchwarzen Rocks ſtellen wir morgen die Büſte Byron's in eurem großen Weſtminſterdom auf!"

Die intereſſante Entdeckung und der kühne Vorſchlag des Lords elektriſirte die ganze Geſellſchaft, und man beſchloß, die Inthroniſation des ſchwarzen Rocks aufzugeben und Lord Byron nach Weſtminſter zu bringen. Sogleich wurden die einzelnen Rollen des Akts vertheilt und Einer aus der Geſellſchaft, ein Maler, erhielt den Auftrag,

eine Fahne für den Domkrahn, auf deſſen Plateau ſchon mancher romantiſche Trunk gethan worden iſt, mit der karnevaliſtiſchen Aufſchrift „*Potatori!*“ anzufertigen. Der Lord übernahm es, die Feſtrede zu halten. Um dieſelbe aber gehörig einſtudiren zu können, wollte er den Helden des Feſtes von Angeſicht zu Angeſicht in ſeiner Nähe behalten und lud daher die Büſte Byrons auf ſeine Schultern.

Tückiſches Schickſal! Bornirte, neidiſche, ingrimmige Macht! In ſchwarze Mäntel gehüllt, als ſtänden ſie im Dienſt des ſchwarzen Rocks, kamen plötzlich ein halbes Dutzend jener mit Stöcken bewaffneten Männer der Sicherheit, welche zu Köln ſich bei Nacht in den Straßenniſchen verſtecken, hervorgeſtürzt und ſprengten die begeiſterte Byronsgeſellſchaft auseinander. Alles floh. Nur der hochherzige Lord Waterford hielt Stand. Wie konnte er erwarten, daß man ſeine edle Abſicht verkennen und ihn als Dieb des „ſteinernen Mannes“ attaquiren werde? Und doch geſchah es ſo. Seinen verehrten Byron auf der Schulter mogte er verſichern, was er wollte, mogte er von Pantheon und von Weſtminſter ſprechen — genug, die Männer der Sicherheit bemächtigten

ſich ſeiner und ſchleppten ihn mit ſammt ſeinem Byron in das ſtädtiſche Gefängniß, „Violine“ genannt. Da ſaß er nun mit dem Sänger des „Don Juan“ und des „Ritter Harold“ auf der „Violine!“ Daß er die ganze Nacht kein Auge ſchloß, wird man begreifen können. Namentlich aber ſtörte ihn eine ſchreckliche Muſik, welche aus den unterſten Löchern des Gefängniſſes herauftönte. Sie rührte von den Geiſtern jener zwei Zenſoren her, welche einſt, mit der Bekriegung der Geiſter in der „Rheiniſchen“ und „Kölniſchen“ Zeitung noch nicht zufrieden, die verſcheuchten Muſen ſogar in den Schlupfwinkeln der kölniſchen Aspaſien aufſuchten und an deren Thüren und Fenſtern ein ſolches Talent zur Nachtmuſik verriethen, daß man ſie bis zum andern Tag ſtatt der Zeitungen die „Violine“ ſtreichen ließ. Und dieſer Geiſt des Streichens hat ſich ſeither nicht mehr aus der „Violine“ verloren und verfolgt bei Nacht deren unglückliche Bewohner.

Am andern Tag kam Lord Waterford in's Verhör und jetzt zeigte ſich erſt, in welche Gefahr er ſich verwickelt hatte. Man kam nämlich durch Signalements und Steckbriefe auf den Verdacht, daß er ein landesflüchtiger „Erreger von Mißver-

gnügen" ſei und machte Anſtalten, ihm einen unüberſehbaren, pennſylvaniſchen Kriminalprozeß anzufertigen. Seine Geiſtesgegenwart rettete ihn. „Für meine Freilaſſung, mache ich mich anheiſchig, ein Löſegeld zu zahlen, wie es noch nie gezahlt worden iſt. Ich disponire über zwei Perſonen, welche im Stande ſind, das ganze Vaterland zu ruiniren, und dieſe Perſonen liefere ich Ihnen aus, wenn Sie mir die Freiheit ſchenken. Wollen Sie wiſſen, was das für Perſonen ſind? Es ſind landesflüchtige Demagogen!"

„Demagogen!" riefen die Inquirenten erſchüttert aus. „Geben Sie her Ihre Demagogen und Sie ſind frei!"

Lord Waterford führte die ganze Inquiſition zu ſeinem Gaſthof. „Um Ihnen zu zeigen, meine Herren, ſprach der Lord, von welcher gefährlichen Art meine Demagogen ſind, laſſe ich durch meinen Wirth bezeugen, daß denſelben geſtern zu Beköſtigung zweihundert Bibeln und zur Unterhaltung ſechshundert Nibelungen in ihren Behälter geworfen worden ſind, — und nun ſchauen Sie!"

Die Inquiſition fiel beinahe vor Schreck und Staunen in Ohnmacht, denn ſämmtliche Bibeln und Nibelungen waren mit Stumpf und Stiel

konſumirt! Man ließ den Barribal und den Spitz ſofort durch die bewaffnete Macht feſtnehmen und nach Pennſylvanien bringen. Den Lord aber entließ man unter vielen Dankſagungen.

Lord Waterford hatte nichts Eiligeres zu thun, als ſich über die Grenze zu machen, wo er den Ausgang der Sache abwarten wollte. Schon am andern Tage ſah er auf der Eiſenbahn ſeinen Spitz und Barribal ebenfalls anlangen, über die Grenze eskortirt von dem ſiebenzigjährigen Weibe eines Polizeidieners. Sie berichteten, daß man ein entſetzliches Gewitter von Unterſuchungen über ihrem Haupte zuſammengezogen, als man aber ihr Gebiß unterſucht und ihr ſchwarz-rothgoldenes Unterfutter geſehen, habe man ſie ſofort für „durchaus unſchuldig" erklärt und freigelaſſen unter gewaltigem Schimpfen über den Lord, welcher die Inquiſition ſo landesverrätheriſch betrogen habe.

VI.

Die Anadyomene des Bodenſee's.

Der Zufall iſt der Kuppler der Romantik und der Reiſegefährte der Vagabunden. Und ein Vagabunde? Wer wollte ſich ſchämen, einer zu ſein! Es wird eine Zeit kommen, wo alle Menſchen Vagabunden ſein werden. Was in den Zeiten der Polizei Ausnahme iſt, wird in den Zeiten der Freiheit Regel ſein; was die Philiſtermeinung jetzt in den Bann thut, wird einſt der kulturrechtliche Charakter freier Menſchen werden. Die Invaliden hinter den Feſtungsmauern der Polizei glauben einem freien Menſchen Alles zur Schmach angethan zu haben, wenn ſie ihn einen Vagabunden nennen; die Thoren fühlen nicht, daß ſie in der Freiheit der Andern nur ihre eigene Sklaverei

beſchimpfen. Beneidenswerthes Glück, erhabener Stolz, ſich als Hüter an den Rand des Baches oder der Miſtpfütze zu ſetzen beim Anblick des unermeßlichen Meeres! Wenn die Menſchen uns nicht an die Kette feſſeln, ſo feſſeln wir ſelbſt uns an die Erdſcholle und ſchaffen uns Pflichten gegen Sand und Steine. Der wahre Menſch — freilich der Menſch der Zukunft, der in der Gegenwart keine Anerkennung findet — weiß nichts von einer Heimath, wo nicht die Freiheit ſie ihm bereitet, und ſollte er als ewiger Jude der Freiheit nachrennen müſſen, er wird nicht an dem Heimathsrecht auf die ganze Erde verzweifeln. Ja, die Erde iſt die gemeinſame Wohnung aller Menſchen und der gemeinſame Tummelplatz aller Kräfte! So lang wir die Menſchen und die Kräfte noch an die Pfähle binden, womit wir die Erde in Gefängniſſe abtheilen, ſind wir Philiſter, höherer und niederer Ordnung. So lang wir das Recht, das jeder Menſch auf die Erde hat, nicht zu verwirklichen wiſſen, ohne die Ziviliſation zu gefährden, ſind wir Stümper in der Ziviliſation. Glücklich der, welcher die Zeiten der menſchlichen Befreiung wenigſtens zu einem kleinen Theil vorwegnehmen kann! Der Vagabunde thut es, er,

den kein Schneckenhaus der Heimath mehr beläſtigt, keine Stallfütterung der nationalen Zünftigkeit mehr zurückzieht, keine Hundehütte der Polizei feſthält. Schüttelt das Vorurtheil ab, das ſich einen Vagabunden nur denken kann mit langen Fingern in fremden Taſchen oder mit dem Dolch des Wegelagerers auf der Bruſt ſeines Mitmenſchen! Eure Kultur hat ja längſt das Mittel erfunden, auch die Beſten zu Vagabunden zu machen. Drum, ihr Poliziſten und Philiſter: es leben die Vagabunden! Und, ihr Vagabunden, es lebe der Zufall!

Zufall, ich bete zu dir, wie Andere zu ihrem Herrgott. Ich bitte dich nicht bloß um das „tägliche Brod" und die „Vergebung meiner Schuld", nein laſſe mich verhungern und köpfen, wenn du mir nichts Beſſeres bringen kannſt. Aber um etwas Andres bitte ich dich, das die Chriſten in ihrem Vaterunſer vergeſſen haben: laſſe mich mitunter einen Menſchen, einen ganzen Menſchen finden, einen Menſchen, der nicht unverſtändig iſt vor Gefühl und nicht gefühllos vor Verſtand; der ſich ſeiner Menſchlichkeit nicht ſchämt und nicht ſchamlos iſt vor Rohheit; der nicht zu „ziviliſirt" iſt zur Lebensluſt und vor Lebensluſt nicht flach;

der Geiſt hat, ohne charakterlos, und wahr iſt, ohne einfältig zu ſein; der poetiſch genug iſt, um mit dem Quark des alltäglichen Lebens unzufrieden zu ſein, aber auch vernünftig genug, um keinem Utopien nachzujagen; der romantiſch genug iſt, um Sinn für die Ritterlichkeit des Geiſtes und Charakters zu haben, aber auch geſund und klar genug, um kein vorzeitlicher Romantiker zu ſein; der Materialiſt, ohne gemein, und innerlich frei iſt, ohne frivol zu ſein; der Natur iſt durch und durch und doch nicht ungenießbar vor Natur; der die Flügel ſchwingt vor Luſt nach dem Idealen und doch kein Phantaſt iſt vor Idealität. Weißt du keine Männer zu finden, ſo führe mich zu Weibern, aber nicht häßlich laß ſie ſein und nicht zu vornehm.

Er hat mich erhört, der treffliche Zufall. Er hat mich zuſammengeführt mit einem ſeltenen Weibe, das ich für das ſchönſte Europa's erkläre: mit der Anadyomene des Bodenſee's. Wer und was iſt die neue Anadyomene? Sie iſt — wer hätte es erwartet? — eine Teutſche, iſt eine Tochter des teutſchen Griechenlands, iſt aus den geſegneten Landen des teutſchen Königs Ludwig. Doch glaube Keiner, es ſei auf teutſchem Boden

geweſen, wo mir der Zufall ein ſo ſeltenes Zuſammentreffen bereitete. In den Landen der Polizei kann es ſelbſt keinen Zufall geben, denn der Zufall iſt ein Sohn der Freiheit.

Der Reiſegefährte der Vagabunden führte mich in die Thäler und Wälder der ſüdlichen Ufer des Bodenſee's. Der Frühling verkündete ſeine Ankunft. Von ſeinen grünen Boten war noch keiner erſchienen, aber die Gährung ſeiner belebenden Kräfte weckte ſchon die Zweige der Bäume aus ihrer winterlichen Erſtarrung und ſchwellte die Adern humanitäterfüllter Vagabunden. Die Luft war friſch und doch milde, und nicht bloß das, ſie war auch frei. Meine Lunge dehnte ſich und wogte, ſie ſchlug mit ihren Flügeln, wie ein eingeſperrter Vogel. Der Weg führte mich bald über Höhen, von denen ich in der Ferne den Spiegel des Bodenſee's glänzen ſah, bald durch duftige Tannenwälder, bald durch anmuthige Thäler. Das Ziel meiner Fußwanderung war ein kleiner Ort, wo ich am Abend die Poſt zu treffen gedachte, um bis zum nächſten Morgen wieder in dem „frohmüthigen" Zürich zu ſein. Der Ort lag in einer breiten Thalebene, welche nach einer Seite hin von einem blinkenden Flüßchen, nach

der andern von waldgekrönten, auf der Flanke mit Reben bedeckten Bergen begrenzt war. Es lag auf dieſer Gegend jener Charakter idylliſcher Anmuth und Befriedigung, welcher das Herz empfänglicher Menſchen mit lebensmuthiger Luſt und mit poetiſchem Wohlwollen erfüllt. Es gibt Gegenden, welche Tage lang die Geſellſchaft erſetzen können. Fehlen die Menſchen, mit welchen der Menſch in Gedanken und Empfindungen gemeinſame Sache machen kann, ſo wendet er ſich gern zurück an die Geſammterhalterinn und Quelle des Lebens, an die Natur. Hat er in ihr aber einen Ort gefunden, wo er ſich wohl fühlt, ſo ſehnt er ſich um ſo mehr, ihn mit Menſchen zu theilen, die im Stande ſind, ſeine Gedanken einzutauſchen und ſeine Empfindungen zu erwiedern.

Mit wem ſollte ich auf meiner einſamen Wanderung oder in der leeren Wirthsſtube Gedanken und Empfindungen austauſchen? Und doch war ich ſehr geſellig geſtimmt und ungewöhnlich aufgelegt, mich auf das Leben einzulaſſen. Ich kehrte zunächſt in eine Schenke ein, um mich auszuruhen. Doch das Ausruhen iſt ein proſaiſches Geſchäft. Sollte ich mich aber langweilen? Nur die Narren langweilen ſich. Ich fragte den Wirth

nach ſeinen Weinſorten. Er empfahl mir ſeinen „alten," der an dem Seitengeländer der anmuthigen Berge gewachſen war, an welchen die Straße mich vorübergeführt hatte. Der „alte," obſchon er gleich den meiſten Schweizerweinen ein wenig nach der Mutter Natur ſchmeckte, war ein ganz guter Geſellſchafter und ein trefflicher Vermittler zwiſchen mir und meinen Umgebungen. Ich habe noch immer gefunden, daß es kein beſſeres Mittel gibt, ſich mit dem Geiſt der Natur völlig vertraut zu machen, als den Umgang mit dem Geiſt, den ſie in tropfbarer Geſtalt produzirt. Als ich zwei Schoppen von dem „alten" meines rothwangigen Wirths getrunken hatte, war ich heimiſch bei den Menſchen wie bei der Natur, die mich umgaben.

Der Abend begann zu dämmern. Ich hatte mich hinlänglich erholt, und um meine Zeit ſo gut wie möglich zu benutzen, trat ich noch eine kleine Wanderung durch die Straßen und nächſten Umgebungen des Ortes an. Als ich eben im Begriff war, in mein Abſteigequartier zurückzukehren, faßte mich Jemand — es war der Herr Zufall — an der Hand und bat mich, das große Plakat anzuſehen, das dort den Fenſterladen des

gelben Wirthshauſes zierte. Ich ging und las: „Groſſes Panorama der Natur und Menſchheit!“ Dieſe Entdeckung verſprach mir mehr, als ich in der Verlaſſenheit dieſer Gegend irgend hätte erwarten können. Eben beſchäftigt mit der Natur und der Menſchheit ſollte ich ſie nun auch in Bildern der Kunſt mir vorüberführen ſehen! Ich trat alſo hinein. Als ich in der Wirthsſtube nach dem Beſitzer des Panorama fragte, präſentirten ſich mir ein kleiner, ältlicher, ſchneiderartiger, verſchrumpfter Mann mit einer köſtlichen Künſtlerſüffiſance in Haltung und Sprache, nebſt ſeiner geliebten Ehehälfte, einer tonnenartigen Markedenterinnenfigur mit glänzendem, ſpeckgelbem Antlitz, welches überdieß mit einem räucherigen Hauch kosmopolitiſcher Zigeunerhaftigkeit angeblaſen war. Wer nicht durch das vielverſprechende Panorama allein wäre eingeladen worden, den hätte die Gelegenheit, ein ſolches Ehepaar in künſtleriſcher Funktion zu ſehen, zum Eintritt in dieß Theater vermögen müſſen. Ich konnte mich nicht enthalten, dem Künſtler und ſeiner Gattin von vorn herein mein Wohlgefallen durch eine angemeſſene Titulatur zu erkennen zu geben, indem ich ihn zum Theaterdirektor und ſie zur

Frau Direktorinn machte. Das Selbſtgefühl des Künſtlers hatte gegen dieſen Titel nichts einzuwenden und der Ausdruck ſeiner Miene ſchien höchſtens zu ſagen: wenn du auch vielleicht Scherz treibſt, ſo erlaubt mir doch mein Verdienſt, deine Worte als Ernſt aufzunehmen; jeden Falls wird dir das Scherztreiben vergehen, ſobald du meine Leiſtungen kennen gelernt haſt. Die Direktorinn dagegen konnte ſich eines verſchämten Lächelns nicht enthalten und auf ihrem glänzenden Antlitz ſtanden ganz leſerlich die Worte geſchrieben: „Der Herr ſeind ſehr gietig!“

Der Herr Direktor nebſt Gattin entfernten ſich, um im obern Stock auf dem Tanzſaal, wo ſich das Panorama befand, die Lichter anzuzünden und Alles zur Beſichtigung bereit zu machen. Die Vorbereitungen dauerten ziemlich lang. Während dieſer Zeit ging ich in der dunkeln Wirthsſtube auf und ab, von Zeit zu Zeit einen Blick auf die zwei oder drei Geſtalten werfend, welche in den Ecken umherſaßen oder ſtanden. Es war die Wirthinn mit ihrem Kinde, ein alter Handwerker hinter ſeinem Schoppen und ein fremdes Frauenzimmer, das bei meinem Eintritt ſich vom Fenſter weg in die Ecke neben dem großen Steinofen

geſtellt und von dort aus in der Stille meine Unterhandlungen mit dem Theaterdirektor beobachtet hatte. Bei dem dämmerigen Licht, welches durch die niedrigen Fenſter in die braunbewandete Stube drang, hatte ich ihr Geſicht nicht näher betrachten können, nur waren mir bei einem flüchtigen Blick die regelmäßigen Umriſſe deſſelben aufgefallen.

Nach einiger Zeit kam die Frau Direktorinn mit einem Licht herab, um ihrem hohen Gaſt anzukündigen, daß das Stück beginnen könne. Ich empfand eine ſeltſame Ueberraſchung, als der Schein ihrer Kerze die Ecke neben dem Steinofen beleuchtete. Gibt es hier einen Phidias oder Praxiteles, der aus künſtleriſcher Kaprice in dieſem Winkel eine Büſte der Venus verborgen hat? Zum Glück fiel mir ein, meine Ueberraſchung dadurch zu verbergen, daß ich die ſchöne Unbekannte fragte, ob ſie nicht ebenfalls Luſt verſpüre, die Leiſtungen des Herrn Direktors zu bewundern? Mit dem Ton einer naiven Wehmuth, der mich betrübt haben würde, wenn nicht ſofort eine liebreizende Munterkeit ſie wieder verdrängt hätte, antwortete die Unbekannte: „es koſtet zu viel!“

„Es koſtet zu viel!“ Dieſe Antwort nöthigt mich, der ferneren Erzählung ein Paar Worte über die Verhältniſſe der Anadyomene, wie ſie von nun an heißen ſoll, vorauszuſchicken. Daß ſie keine Gräfinn oder Baroneſſe iſt, wird man ſich ſchon gedacht haben; ſie iſt aber auch nicht einmal eine gräfliche Förſterinn oder Pächterinn. Anadyomene, jetzt drei und zwanzig Jahre alt, hatte als ſiebenzehnjähriges Mädchen in ihrer baieriſchen Heimath einen ſchweizeriſchen Handwerker kennen gelernt, welcher ſie nach kurzer Bekanntſchaft als Frau in ſein Vaterland führte. Als er Vater zweier Kinder geworden war, reichte ſeine Arbeit nicht mehr zur Erhaltung der Familie aus; ſeine Frau wurde daher genöthigt, ebenfalls auf Erwerb bedacht zu ſein und dazu fand ſie nur Gelegenheit, indem ſie mit Handarbeiten ihres Mannes und einigen hinzugekauften Waaren hauſirend die benachbarten Dörfer beſuchte. Dieß Geſchäft hatte ſie auch in den Ort geführt, wo ich ſie kennen lernte. Das Haus, worin der Theaterdirektor ſeine Bühne errichtet hatte, war ihr Gaſthof, in dem ſie — welcher Luxus! — für einen Batzen übernachtete. Für einen Batzen! Sie würde in Paläſten übernachten, wenn das

Unglück ſie, ſtatt in die Arme eines Handwerkers, in die Arme eines Prinzen geführt hätte. Ein Weib, für deren Kuß ein allgeliebter Landesvater den Reichthum einer halben Unterthanenſchaft hergäbe, ſchleppt eine Laſt von Kramwaaren durch Wind und Wetter über Berg und Thal umher, müht ſich ab wie eine Sklavinn, übernachtet für einen Batzen in einer Fuhrmannskneipe und überwindet ſich bei einer ſeltnen Gelegenheit, auf den Anblick eines Schauſpiels zu verzichten, das ihre kindliche Neugier ſchon bis auf's Höchſte gereizt hat, denn — „es koſtet zu viel," es koſtet abermals einen Groſchen. Deutet denn das auf Ordnung in der Welt? Gibt es denn keinen Prinzen oder Kaufherrn von Geſchmack mehr, der die Ordnung herſtellt, das ſchönſte Weib Europa's aus ſeiner Noth erlöſ't und die Gnade hat, ſie zur Hure zu machen? Wünſcht Niemand ihre Adreſſe? Für zehn Millionen verkaufe ich ſie.

Doch man meiß noch nicht Alles. Anadyomene iſt unglücklich und hat in wenigen Jahren ſchon mehr gelitten, als hundert andere in ihrem ganzen Leben. Ich habe es nicht verrathen wollen, um ſie zu ſchonen, kann es aber nicht länger verſchweigen. Ihr Mann iſt der Aufgabe, durch

anhaltenden Fleiß eine Familie zu erhalten, nicht gewachſen geweſen, er iſt liederlich, iſt ein Säufer geworden, er mißhandelt ſogar ſeine Frau thätlich und — Anadyomene muß durch Sparſamkeit und Anſtrengung einholen, was der Unwürdige verſäumt, ja ſie muß nicht blos ihre beiden Kinder ſondern auch ihren Mann ernähren! Sie iſt mit feuriger Lebensluſt und blühenden Hoffnungen in das Leben getreten, das zeigen ſchon beim erſten Blick ihr Auge, ihre Züge, ihr ganzes Weſen; und nun hat ſie nichts gefunden als ein Leben voll Kummer und Noth und hat ſchon an der Grenze der Jugend vielleicht für immer ihr ſchönes Haupt unter das Joch des Elends beugen müſſen. Und dennoch iſt ihr froher Muth nicht erlegen und die Kraft ihrer Entſagung überwindet das Härteſte. Nicht einmal eine Klage kommt über ihre Lippe, ſie verbirgt vielmehr ihr Unglück, und erſt als ich durch die Wirthinn über ihre Verhältniſſe unterrichtet war, ſtand ſie mir Rede auf meine theilnehmenden Fragen. Sie iſt eine von jenen ächten weiblichen Naturen, welche den Drangſalen des Lebens durch eine unverwüſtliche Laune trotzen, ohne die wahre Tugendhaftigkeit einzubüßen, und deren Frohſinn nicht durch das

Unglück Gefahr läuft in ordinairen Leichtſinn umzuſchlagen. Wünſcht noch Jemand ihre Adreſſe? Ich laſſe ſie jetzt ſchon billiger, ich verkaufe ſie für eine Summe, welche hinreicht, um Anadyomene von ihrem Mann ſcheiden zu laſſen und ſie mit ihren Kindern vor Noth und Sorgen zu ſichern.

„Es koſtet zu viel!“ Ich beruhigte Anadyomene wegen der großen Koſten und bat ſie, an dem Schauſpiel des Direktors Theil zu nehmen. Sie zierte ſich nicht und begleitete mich nach kurzem Bedenken. Doch es wäre ſündhaft, wollte ich in meiner Beſchreibung die Bilder des Theaterdirektors dem Bilde vorausgehen laſſen, welches mich durch ſein bloßes Erſcheinen das ganze Panorama hätte können vergeſſen machen. So ſei es denn geſtanden, daß Anadyomene in meinen Begriffen von Schönheit eine wahre Revolution hervorgebracht hat. Ich habe ſchon manches ſchöne Weib geſehen, aber weder im Leben, noch an einem Gemälde, noch an einer Statue habe ich die gemeißelte Regelmäßigkeit der Züge, die edle Zierlichkeit der Formen und den liebreizenden Ausdruck vereinigt gefunden, welche das Geſicht der armen Anadyomene auszeichnen. Sie gehört nicht

zu den ſogenannter frappanten Schönheiten, denn weder rabenſchwarzes Haar, noch große Augen, noch feurige Wangen machen auf ſie aufmerkſam. Ihr Haar iſt braun, ihre kaſtanienbraunen Augen ſind von gewöhnlicher Größe und ihre Wangen nur von einer leichten Röthe überflogen, ſo daß ihre Schönheit bei dem wenig veredelten Geſchmack ihrer Umgebung vielleicht gar nicht zu beſonderer Anerkennung gelangt iſt. Aber ſie iſt wie ein verkörpertes Ideal griechiſcher Künſtler, veredelt durch eine germaniſche Zugabe. Eben ein gewiſſer griechiſch-germaniſcher Charakter der Cypris war es, wodurch ihre Erſcheinung mir ſofort auffiel, und deshalb habe ich ſie auch Anadyomene genannt. Ich mogte an ihr betrachten, was ich wollte: jede Einzelnheit war für ſich ſo vollkommen, wie der ganze Kopf. Vor den griechiſchen Köpfen hatte der ihrige aber den Vorzug einer höhern und gewölbteren Stirne. Wenn etwas an den griechiſchen Idealen fehlt, ſo iſt es der Ausdruck der geiſtigen Regſamkeit und Unternehmungsluſt. Unſrer Anadyomene fehlt dieſer Ausdruck nicht und das Holde, Gewinnende ihres Geſichts erhält eine kräftigende Erhöhung durch die kecke und doch gemüthliche Schalkhaftigkeit,

welche mitunter darin aufblitzt. Die alte Venus war nicht witzig und humoriſtiſch genug; unſrer Anadyomene ſieht man an, daß ſie Beides ſein kann. Doch vergeſſen wir ihren Wuchs nicht. Er war ebenfalls der Größe wie den Formen nach der Wuchs der Venus. Trotz ihrer nachläſſigen, ländlichen Kleidung, welche eher zur Verdeckung als zur Schauſtellung der Schönheit erfunden zu ſein ſchien, entging meinem aufmerkſamen Kennerblicke ein Schwung und eine Ueppigkeit der Formen nicht, die meiner Phantaſie das Geſchäft ſehr leicht machten, ſich das Ideal einer Venus ganz vorzuſtellen, und die Manchem Zweifel einflößen könnten, ob das äſthetiſche Intereſſe, welches ich an dieſer Schönheit, und das humane, welches ich an ihrem Schickſal nahm, beſtändig das überwiegende geweſen ſei. Wer unterſteht ſich, mich hierüber auszufragen? Ich würde mit der Frage antworten: glaubt ihr, ich ſuche eine Ehre darin, ein fühlloſerer Klotz zu ſein, als ihr? Glaubt ihr, ich werde die Farbe des Veilchens bewundern und ſeinen Duft verabſcheuen? Ich für meinen Theil mag meine Menſchennatur nicht durch eine unſinnige Heuchelei entſtellen, ich ſuche am Weib in jeder Beziehung

das Weibliche, verhärte mich in keiner Beziehung gegen deſſen Reize und finde keinen Geſchmack an Weibercharakteren, welche man durch Zutheilung abſtoßender oder durch Hinwegnahme anziehender Eigenſchaften zu Idealen machen will. Weder eine Diana oder Pallas, noch eine Maria oder „Neue Heloiſe," noch ſonſt eine unnatürliche oder krankhafte Figur der Mythologie und Romane, der Poeſie und Malerei, ſondern die friſche, lebenvolle, liebeweckende und liebeverheißende Venus allein führt mich, eine edle Geiſtigkeit vorausgeſetzt, zu einem Ideal des Weibes. Die Körperlichkeit, die Sinnlichkeit iſt bei ihm natürlich kein Nebenelement, da der Liebreiz ſeine Haupttugend iſt. Deshalb ſcheint mir auch die Venus Urania eine verfehlte oder überflüſſige Figur zu ſein, denn man ſoll, wie nirgendwo, ſo am Wenigſten beim Weibe die Geiſtigkeit und die Sinnlichkeit trennen wollen. Zwiſchen der Venus Urania und der Vulgivaga gibt es noch einen mittleren Platz auszufüllen. Neben der ſinnlichen Liebenswürdigkeit der Weiber beſteht freilich auch eine von ihr unabhängige, bloß innere, die Liebenswürdigkeit der Herzensgüte. Aber bei dieſer Liebenswürdigkeit, welche ſich von der ſpezifiſch

weiblichen in die allgemein menſchliche verliert, kann ich für meinen Theil, wenn ſie allein ſteht, es bloß zur Verehrung bringen; ſie kann Freundſchaft einflößen, nicht Liebe. Finden ſich beide Liebenswürdigkeiten beiſammen (wie es z. B. bei unſrer armen Anadyomene der Fall iſt), ſo „hat das Herz Alles, was es begehrt"; ſoll ich aber zwiſchen der bloßen Liebe und der bloßen Verehrung, alſo zwiſchen der Geliebten und der Freundinn wählen, ſo werfe ich mich, denn die Liebe, die Geſchlechtsliebe iſt das Band zwiſchen Mann und Weib, ohne Bedenken der Venus in die Arme und laſſe dem guten Geſchmack des ganzen Menſchen ſein Recht wiederfahren, ſoweit nicht eine wirkliche Pflicht Anſprüche auf — „Tugend" macht. Göthe ſagt mit Recht: „ohne die Liebe wäre die Welt nicht die Welt"; wie ſollte denn ohne die Liebe das Weib noch Weib ſein? Und wie ſollte der ein Mann ſein, der die Weiber verehrt — „ohne die Liebe", die ganze Liebe? Wer ein Knecht der Venus iſt, den verachte ich, wer gegen die Reize der Venus ſtumpf iſt, den bedaure ich. Wer die Weiber nicht liebt, iſt kein Mann, und wer kein Mann iſt, kann auch kein Menſch ſein. — Doch vergeſſen

wir über der Liebe ihre neue Repräſentantinn nicht.

Alſo Anadyomene hat einen ſchönen Kopf und einen ſchönen Wuchs; aber ſie hat auch noch eine dritte Eigenſchaft, bei deren Beurtheilung man in der Regel zu blind oder zu nachſichtig iſt, nämlich jene reine, weißzähnige, vollſtändige Geſundheit, ohne welche der Begriff wahrer Schönheit nicht beſtehen kann. Der verweichlichte oder raffinirende Geſchmack läßt ſich ſo oft durch Erſcheinungen feſſeln, welche nur die Wirkungen krankhafter Urſachen ſind. Eine „intereſſante Bläſſe", ein „ſchmachtendes Auge" u. ſ. w. erſcheint Manchem als ein höchſtes Attribut der Schönheit, während ein geſunder Geſchmack und Blick ſofort die Folgen und Nebeneigenſchaften zu beurtheilen weiß, welche mit ſolchen Attributen in der Regel zuſammenhängen. Eine allgemeine Doktrin läßt ſich über dies delikate Thema nicht gut aufſtellen; man muß es dabei auf die Beurtheilung des beſondern Falles ankommen laſſen. Bei unſrer Anadyomene bietet ſich ein ſolcher Fall dar. In's Einzelne gehen kann ich aber bei ihr nicht; genug, ſie war ſchön und war geſund, geſund von Kopf, geſund von Herzen, geſund von

Körper, gesund und rein wie eine Blume des Frühlings.

Anadyomene, da stehst du schüchtern und anspruchlos in deiner Schönheit, von der du selbst nichts weißt, und der ungestörte Anblick dieser Schönheit muß mir zu Theil werden für ein Paar Batzen! Du begreifst das Interesse nicht, das der fremde Mann dir beweis't, du machst deine große Armuth und Verlassenheit zum Maßstab der Güte, die du ihm zuschreibst, und in seiner Gesellschaft erhebt dich der Anblick von geschmacktödtenden Bildern, die ein gemeiner Pfuscher dir vorführt, hoch über das Elend, welchem dein junges Leben und deine Schönheit nutzlos zum Opfer wird. Warum konnte der Zufall, welcher mich zu dir geführt hat, keine Gelegenheit schaffen, deinen Geist zu bilden, und keine Mittel, deine Schönheit aus den Klauen der Sorge zu reißen! Anadyomene, gib mir deine Hand! Sie gab mir schüchtern ihre Hand und diese Hand war der einzige Theil, der nicht zu ihrer Schönheit paßte, denn sie war hart und rauh von entwürdigender Arbeit. Anadyomene, woran denkst du, wenn in einzelnen Augenblicken leichte Falten deine schöngeschwungene Stirne verunstalten? „Ach,

man kann es nicht ganz aus dem Kopfe bringen, daß man ſo viel ſchaffen muß und immer ſchaffen!“ Die kleine Freude dieſes Abends reichte ſchon hin, ihr einen mahnenden Abſtand neben der Freudloſigkeit ihres ſonſtigen Daſeins zu zeigen und ihre begrabenen Hoffnungen als Geſpenſter heraufzubeſchwören. Doch ſie ließ ſich dadurch nicht zur Schwermuth verleiten, und wenn eine Wolke an ihrer Seele vorübergeflogen war, lächelte ſie wieder, als habe ſie niemals kennen gelernt, was Sorge und Unglück iſt.

Als der Theaterdirektor uns Hand in Hand an ſeinen Guckkaſten treten ſah, ließ er uns im Empfang ſeiner Komplimente gemeinſame Sache machen, indem er ſeine Einleitungsrede mit den Worten begann: „Meine hohen Herrſchaften, Sie ſehen hier die Natur und die Menſchheit in der Auswahl!“

Anadyomenens Hand zuckte und ſie ſah, beſchämt über die „hohen Herrſchaften“, zu Boden. Um ihr wieder Muth zu machen, warf ich einen Scherz in die Geſellſchaft und fragte den Direktor, ob er bei ſeiner Ankündigung ſeine Frau mit gemeint habe und ob die zur Natur oder zur Menſchheit gehöre? Der Herr Direktor ließ ſich

eine Störung ſeiner künſtleriſchen Feierlichkeit auf Koſten ſeiner Ehehälfte gern gefallen und ſtellte mir frei, wohin ich die Außerordentliche rechnen wolle. So rechne ich ſie denn, erwiederte ich, zur Natur. Wollen Sie nicht die Güte haben, uns an der Frau Direktorinn die Wirkung der Vergrößerungsgläſer Ihres Panorama zu zeigen und die Zierliche in einen Guckkaſten zu ſtellen? Ich habe heute hinter den Wolken des Horizonts den hohen Sentis nicht zu Geſicht bekommen können. Ihre Frau hinter dem Vergrößerungsglas würde mir für das Schauſpiel hinreichenden Erſatz bieten; der Berg Sentis mißt in der Höhe bloß 7000 und in der Breite zwanzig tauſend Fuß."

Der Herr Direktor und ſeine Gattinn lachten ſehr wohlgefällig über dieſe Schmeichelei, als hätten ſie ſagen wollen: „Der Herr werden ſicher die Scherze, die er ſich mit uns erlaubt, reichlich bezahlen, das ſieht man ſeiner Stimmung und ſeinem ungewöhnlich humanen Weſen an." Anadyomene lachte nicht minder und ihr Blick ſprach unverkennbar ihr wachſendes Vertrauen zu dem fremden Manne aus. Die Weiber ſind die beſten Lebensphiloſophen und ſie ſchließen ſich am Lieb-

ſten dem an, welcher ſie in heitere Stimmung zu verſetzen weiß, vorausgeſetzt, daß er dabei ihnen die Achtung beweiſ't, die ſie verdienen. Zum Weib gehört die Freude wie zur Blume der Frühling. Einer von jenen Narren, welche die Weiber durch Sentimentalität oder Serioſität einzunehmen ſuchen, hätte weder bei der Anadyomene, noch bei der — Theaterdirektorinn das Glück gemacht, das mir wiederfahren ſollte.

Erſtes Bild.

Der Direktor: „Hier ſehen Sie das große Weltmeer. Von den drei Schiffen, die Sie dort erblicken, gehen vier zu Grunde, denn es weht ein fürchterlicher Sturm. Bei dieſer Gelegenheit ſind zweihundert Menſchen umgekommen; bloß zwei wurden gerettet. Das Weltmeer iſt ſo tief wie der Mont-Blanc und ſchmeckt ſalzig. Unten auf dem Grunde wächſt nichts als Ungeheuer und Krallen."

Anadyomene war außer ſich vor Staunen und Bewunderung. Sie meinte, das Weltmeer müſſe noch größer ſein, als der Bodenſee.

Das Weltmeer, ſprach ich, iſt ſo unendlich und tief wie die Liebe. Deshalb haben auch die ſinnigen Alten die Göttinn der Liebe aus dem Meer

emporſteigen laſſen und ſie Anadyomene, die Emporgetauchte, genannt. Andere nennen ſie Venus. Sie iſt hervorgeblüht aus dem Schaum der See, welcher auf den Spitzen der Wogen glänzt, wie der Schnee auf den Alpen, und rein iſt wie eine Blume. Ihr Blick war wie Sonnenglanz auf den Matten und ihr Lächeln wie der Frühling. Wen ſie anſah, den bezauberte ſie, und wem ſie die Hand gab, deſſen Blut wallte wie die Wogen des Meeres. Sie war ſchön genug, um von Allen geliebt zu werden, aber nicht Alle waren weiſe genug, ſie zu lieben. Sie ſtürzte ſich wieder in's Meer, als die Menſchheit begann, altklug und hypochondriſch zu werden. Nach ihrem Tode drängte ſich in ihren Tempel eine ſchwindſüchtige Frau, Namens Maria. Jetzt weinte die Menſchheit, wie ſie früher ſich gefreut hatte, und vertauſchte die Blumen der Freude mit den Dornen des Schmerzes. Daran haben die Narren ſchon achtzehnhundert Jahre lang ihre Herzen aufgeſpießt und geblutet. Aber ſie verjüngen ſich zum zweiten Mal, ſie kommen jetzt wieder zur Beſinnung, ſie waſchen ſich beſchämt die Flecken ihres dummen Blutes ab und ſäubern ſich die vergreinten Augen. Die Nemeſis des

Weltgeſetzes hat es ſogar gefügt, daß die Befreierinn von dem thränenreichen Unſinn in dem Lande erſtanden iſt, wo faſt die meiſten Thränen und das meiſte Blut auf den Altar des „Schmerzenreichen“ gefloſſen ſind. In dem Lande Baiern iſt eine neue Göttinn der Liebe erſchienen, welche man die Anadyomene des Bodenſee's nennt, aus deſſen Schaum ſie emporgeſtiegen. Sie wird neues Blut in die gedörrten Herzen gießen, ſie wird die dumpfen Köpfe mit dem Stral ihres Blicks erleuchten und — die Nonnenklöſter in Venustempel verwandeln. Sie wird die griechiſche Anadyomene in die Erinnerung zurückrufen, aber ſie mit der tiefern Innigkeit ihres germaniſchen Blutes bereichern. Haben Sie noch nicht von ihr gehört? Wenn der König Ludwig ſie kennte, ſo würden Sie ihr Bild in Ermangelung eines Spiegels in der Walhalla ſehen können.“

Anadyomene verſtand mich nicht ganz und lachte. Der Herr Direktor lächelte ebenfalls und gab ſich die Miene, als verſtehe er mich. Die alte Direktorinn, das verwünſchte Zigeunergeſicht, glaubte mich am Beſten zu verſtehen.

Ich fuhr fort: Auf dem mittelſten der Schiffe, welche hier zu Grunde gehen, erblicken Sie ein

ſchönes Weib mit ſchwarzem Haar und rothem Gewand, das ſich die Hände ringt. Sie war zu Schiff gegangen um ihren Geliebten aufzuſuchen, den die Seeräuber mitgenommen hatten. Den Geliebten, welcher unterdeſſen den Räubern entkommen war, erblicken Sie ihn dort auf dem andern Schiff, welches, auf der Heimkehr begriffen, zufällig demjenigen ſeiner Geliebten begegnet. Sie ſtreckt ihm ſehnſüchtig die Arme entgegen, doch in dem Augenblick, wo er ſie bemerkt, geht er zu zu Grunde. Sie aber wird gerettet von einem teutſchen Flüchtling, der auf ihrem Schiff nach Amerika reiſen wollte; dieß ſind die zwei geretteten Perſonen, von welchen der Herr Direktor geſprochen hat. Was hätten Sie an der Stelle des ſchönen Weibes in Amerika gethan?

Anadyomene ſprach: ich hätte mich todt geweint oder —

Oder mich auch in das Meer geſtürzt, wollte ſie ſagen. Aber ſie beſann ſich, denn Anadyomene war keine Närrinn.

Wiſſen Sie, ſprach ich, was jenes ſchöne Weib that? Sie weinte ſich faſt die Augen aus. Aber ihr Retter tröſtete ſie als treuer Freund und darauf liebte ſie ihren Retter nicht minder, als

ſie den Verlorenen geliebt hatte. That ſie daran recht?

Anadyomene ſprach: Das kann Niemand wiſſen, der nicht ſelbſt in ſolcher Lage geweſen iſt.

Zweites Bild.

Der Direktor: Hier iſt Seine Königliche Hoheit der Herzog von Orleans zu ſehen wie er aus dem Wagen ſpringt, weil die Pferde wild werden; er ſtürzt mit dem Kopf auf einen Stein und —

Ich (ihn unterbrechend): Sie ſehen hier, meine Freundinn, den Kaiſer Olim den Großen, wie er den Hals bricht.

Der Direktor (beleidigt): Es iſt der Herzog von Orleans —

Ich: Olim der Große war —

Der Direktor: Sie erlauben, ich muß das beſſer wiſſen, es iſt der Herzog von Orleans, der Sohn von —

Ich: Verzeihen Sie, Herr Direktor, ich habe Olim den Großen perſönlich gekannt und dieß Bild gleicht ihm auf ein Haar. Alſo, meine Freundinn, Olim der Große war ein großer Narr und Despot. Er glaubte der größte Kopf ſeiner Zeit zu ſein und Alles beſſer zu wiſſen,

als andre Leute; dabei hatte er einen ſo kurzen Hals, daß er ſich einbildete, er könne nicht geköpft werden, wie es andern Despoten begegnet iſt, und deshalb regierte er mit ſeinen dummen Miniſtern drauf los wie beſeſſen. Aber mit ſeinem Hals verrechnete er ſich wie mit ſeinem Kopf. Der Wagen, den Sie hier ſehen, iſt der Staat; die zwei Lakaien ſind die Miniſter des Innern und des Kultus; die wild gewordenen Pferde ſind das Volk. Olim hatte dem Volk die Zügel zu ſcharf anziehen laſſen, deshalb wurde es unruhig, ging ihm durch und zeigte ihm an dieſem Prallſtein, daß man einen Hals, der zu kurz iſt, um geköpft zu werden, deſto leichter brechen kann. Da liegt Olim nun mit gebrochenem Hals. Sehen Sie den gebrochenen Hals! So ſieht ein gebrochener Kaiſerhals aus. Sehen Sie gern einen gebrochenen Kaiſerhals? Mögten Sie lieber einen gebrochenen oder einen ungebrochenen Kaiſerhals umhalſen? Ha! Sie an einem Kaiſerhals! Ich würde Sie mit dieſem Uhrſchlüſſel erſchießen. Dort im Hintergrund ſehen Sie eine ſchwarze Geſtalt um die Ecke eilen, die ausſieht wie ein wildes Schwein. Es iſt aber der Teufel, der heraneilt, um Olim den Großen zu holen.

Glauben Sie an den Teufel? Es gibt natürlich ſo wenig einen Teufel als ſein Gegentheil, aber man kann ihn im gewöhnlichen Leben noch nicht entbehren, wenn man gewiſſe Leute will holen laſſen. Frau Direktorinn, was halten Sie vom Teufel? Sie ſind jeden Falls vor ihm ſicher, denn wollte er Sie holen, ſo müßte er ſo viel Gehülfen mitbringen, daß unterdeſſen in der unbewachten Hölle eine Revolution ausbrechen würde. An Olim dem Großen, der hier etwas zu ſchmächtig abgebildet iſt, hat er zwar auch genug zu tragen, aber bei deſſen Transport hat er keine unterirdiſche Hülfe nöthig, weil ihm Olims getreue Unterthanen freudigen Beiſtand leiſten. Herr Direktor, Sie müßten Olim etwas mehr Korpulenz und dem Teufel etwas mehr Ausdruck geben, bloß ein Paar Pinſelſtriche —

Der Direktor: Mein werther Herr, Sie irren ſich mit dem Teufel wie mit dem Kaiſer Olim. Die ſchwarze Figur iſt ein Prieſter, welcher dem ſterbenden Herzog den letzten Dienſt leiſten will!

Der Direktor nahm ein ganz religiöſes Air an, wurde ſehr ernſthaft und machte eine Miene, als habe er Luſt mir zu ſagen, ich ſei verrückt. Anadyomene aber lachte laut auf über ſeinen

Aerger und die Direktorinn nicht minder, um ſich wegen des Bergs Sentis zu rächen.

Drittes Bild.

Der Direktor: Was Sie hier ſehen, iſt die Krönung Sr. Majeſtät des Kaiſers Nikolaus von Rußland. Um den Thron Sr. Majeſtät herum —

Ich: Dieß Bild, meine Freundinn, iſt ein ſogenannt romantiſches, es zeigt Ihnen die Krönung Sr. Majeſtät des Kaiſers A. A. L. Follen von Zürich.

Der Direktor: Des Kaiſers Nikolaus, mein Herr!

Ich: Der Kaiſer Follen war früher Student, er ſtudirte Nibelungen, Kameralia, die Haſenhaide und teutſches Kaiſerthum; beim Examen ließ ihn die Polizei aber durchfallen, worauf er im Ausland Republikaner wurde. Das that er indeß bloß, um den Brutus zu ſpielen, und dieſe Rolle ſpielte er ſo gut, daß die teutſche Polizei ihn wirklich für einen Anhänger der Republik hielt, und da ſie vor ſolchen Republikanern ſich völlig ſicher weiß, den umgekehrten Brutus einlud, wieder in's Land zu kommen. Dort ſammelte aber der Schlaue im Geheimen ſeine Turnvaſallen, erließ eine Proklamation in Sonetten, ſtellte

ſeine Sache unter den Schutz der Jungfrau Maria und turnte ſeine Nebenbuhler aus dem Lande hinaus. Bloß Heinrich der Zweiundſiebenzigtauſendſte hielt ihm Stand, weil der ebenfalls Abſichten und Anſprüche auf die teutſche Kaiſerkrone hatte. Bei der Hauptſtadt Reuß-Kreuz-Steiß-Schwerenoth kam es zum Treffen, worin Heinrich der Zweiundſiebenzigtauſendſte, vergebens auf „ſeinem Prinzip herumreitend", und ſeine ſämmtlichen Truppen, aus ſechs Nachtwächtern, zwei Poliziſten und einem Landſtürmer beſtehend, nach heißem Strauß in die Flucht geturnt wurden. Dort auf dem Bild ſehen Sie die Sieger von Reuß-Kreuz-Steiß-Schwerenoth ihren kaiſerlichen Gebieter in Staatsuniform umgeben. Sie ſehen ihnen zwar an, daß ſie trotz ihrer Beſchränktheit ſämmtlich geſcheidter ſind, als Se. Majeſtät, aber eben aus dieſem Grunde geben ſie ihm den Vorzug, denn bei einer Krone kommt es wie bei einer Perrücke nur auf einen gehörigen Stock an, der ſie trägt. Sie nennen ſich ſämmtlich Romantiker und das neue Reich germaniſch-romantiſches Kaiſerreich. Die tapferſten unter ihnen heißen Einhorn, Schilling, Dörres, Wenzel, Löwe, Stutenberg u. ſ. w., lauter Namen aus den drei Naturreichen, in

welchen die Romantik urſprünglich zu Hauſe iſt. Sie paſſen zwar perſönlich ſchlecht zuſammen, aber eben deshalb vertragen ſie ſich; ſie nennen das organiſch, ſobald ſie nur über die Romantik im Allgemeinen einverſtanden ſind, deren Weſen darin beſteht, daß ſie Alles zu einem Ganzen zuſammenbringt, was ſeine Exiſtenz nicht rechtfertigen kann durch die Vernunft. Doch Sie ſehen mich ſo betroffen an. Billigen Sie etwa meine Worte nicht? Es iſt ſo ſüß, Opium zu trinken und dann zu träumen. Sind Sie etwa nicht eine germaniſche Griechinn, ſondern eine germaniſche Mahomedanerinn? Erblicken Sie dort den Zauberer Merlin? Er verwandelt auf der Stelle Alles, was Sie ſehen und empfinden. Der Eichwald brauſet, die Wolken ziehn und ſieben Ritter freien ein einziges Fräulein. Der Orden des Schwans ſtralt durch die Helle der Nacht und ſämmtliche Hunde bellen inbrünſtig zu ihrem Herrn empor, denn die Sage der Vorzeit iſt der Brunnen aller Vernunft. Unter den Fittigen der ſanften Glockentöne, welche aus der Enge des Thals herüberklingen, ziehen die Mägdelein ihre Trauerkleider an und der Hirſch dürſtet nach der Quelle, denn Gott iſt die ewige Liebe. Sechs aufge-

hängte Mönche ſtürmen das Schloß des Frevlers und das Jagdhorn erſchallt durch die Wälder der Finſterniß, denn die Sündhaftigkeit der Herzen ſchreit nach Veilchenduft und Rache durch die Hallen des Mondſcheins in Germanien. Doch als der Mord des Grafen vollbracht war, erbebten die Kellergewölbe des hohen Doms von den Schlägen der Ewigkeit und die organiſche Entwickelung der Unterwelt prangte im Glanze der Wahrheit, denn die Unterthanentreue iſt die edelſte Tugend eines ritterlichen Herzens. Selbſt Balduin, den niemals ein Weib gerührt hatte, war betroffen von ſo viel Hoheit, denn die Tautouſie ſchwang ſich auf den Fittigen der Offenbarung über die Kluft der Heterouſie in die Arme der Homouſie. Während aber die Tafelrunde verſammelt war, girrten die Meiſterſänger in der ſüßen Harmonie des Friedhofs für Gott, Kaiſer und Vaterland und Emma lächelte ſanft und der Kaiſer legte ſeine Hand auf das Haupt des Neugebornen, denn der Herr iſt der Herr und ſein Wort iſt unſer Hort und die Pforten der Hölle ſollen den Unſinn nicht überwältigen ewiglich. — Wiſſen Sie, meine Freundinn, was Romantik iſt?

Anadyomene: Von Dem, was Sie mir da erzählt haben, wird mir ganz dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Ich: Recht ſo! Jetzt wiſſen Sie, was Romantik iſt.

Direktorinn: Mein Gott, lieber Herr, wie ſchön haben Sie da geſprochen! Was Sie für einen Verſtand haben, daß Sie ſo ſchöne Dinge auswendig wiſſen! Wollten Sie nicht die Güte haben, ſie auch meinem Mann zu lehren? Wir würden doppeltes Geld verdienen.

Ich: Ich will Ihnen ein Empfehlungſchreiben an den Kaiſer Follen und ſeine Berliner Freunde mitgeben, die lehren Ihnen noch weit ſchönere Dinge.

Viertes Bild.

Direktor: Dies Bild wird den hohen Herrſchaften beſonders gefallen. Es ſtellt den Sultan von Konſtantinopel vor, wie er im Schooße ſeiner Sklavinnen daſitzt und ſeine Pfeife raucht. Er hat mehrere hundert der ſchönſten Weiber aus dem Lande Zirkaſſius, die er alle gekauft hat, und kein Mann darf ſie ſehen und ſie kommen niemals an die Luft.

Anadyomene: Schade, daß ich ihnen mein Ge-

ſchäft nicht übertragen kann! Sie würden dann genug an die Luft kommen.

Ich: Sie verſtänden ſich alſo vielleicht zu einem Tauſch?

Anadyomene: Was denken Sie? Ich ſollte eine Sklavinn werden?

Ich: Sind Sie es jetzt nicht auch?

Anadyomene: Wohl bin ich es, aber nur ſo lang ich will. Glauben Sie, es zwinge mich ein Anderer, als ich ſelbſt? Und dieſe Frauenzimmer ſind noch dazu gekauft! Pfui! Wie kann ein Mann ein Frauenzimmer lieben, das er gekauft hat, und wie kann ſich ein Frauenzimmer kaufen laſſen?

Ich: Anadyomene, wenn ich ſo reich wäre, wie der Sultan, und ich böte eine Million für Sie, würden Sie ſich nicht entſchließen, mein zu werden?

Anadyomene (etwas aufgeregt): Nicht für hundert Millionen! Wenn ich aber frei wäre und Sie böten gar nichts —

Bei dieſen Worten hielt ſie plötzlich ein, wurde roth, riß ihre Hand aus der meinigen, kehrte ſich um und wollte entfliehen, um nicht den Folgen ihrer liebenswürdigen Uebereilung ausgeſetzt zu ſein. Ich holte ſie aber ein und führte ſie, um

ihrer Verlegenheit ein Ende zu machen, vor ein neues Bild.

Fünftes Bild.

Direktor: Jetzt erblicken Sie die berühmte Julirevolution in der Hauptstadt Paris, wo die Franzoſen ihre Freiheit und ihren König verloren —

Ich: Schrecklich! Die Freiheit und den König verlieren! Wenn es doch bloß die erſtere geweſen wäre! Aber den König dazu, das iſt zu hart. Uebrigens, meine Freundinn, laſſen Sie ſich von dem Herrn Direktor nichts vormachen. Was Sie da ſehen, iſt nicht die Julirevolution, ſondern die Revolution unſerer Landsleute, der Teutſchen. Die können eher einen ſolchen Streich wagen, als die Franzoſen, denn Freiheit haben ſie nicht zu verlieren und an Königen haben ſie ſolchen Ueberfluß, daß der Vorrath durch ein Paar Dutzend Revolutionen noch nicht erſchöpft wird. Es iſt übrigens weder die Freiheit, noch ein König, was die Revolution hervorgebracht hat, die Sie hier ſehen. Mit ſolchen Nebenſachen geben ſich unſere Landsleute nicht ab. Aber zwei ganz andere Dinge ſind es, wodurch ſie rebelliſch gemacht werden: ihre Revolution kommt entweder aus dem Bier-

haus, oder aus der Kirche. Sie revoltiren nicht mit dem Kopf, ſondern nur mit dem Unterleib. Dies Bild zeigt Ihnen eine Revolution, die entſtanden iſt, weil die Wirthe die Biergläſer von den Deckeln befreien und die Pfaffen die Hoſtien zur Abwechſelung viereckig machen wollten. Dieſe wichtigen Dinge ſind es, wofür unſere Landsleute im Namen des Volks und im Namen ihres Gottes todtſchlagen und ſich todtſchlagen laſſen. Man mag ſie beſchimpfen, man mag ſie ſchinden, man mag ſie mit Füßen treten: ſolche bloß äußere Affektionen kümmern ſie nicht, wenn ſie nur ihr Inneres, ihr Ideal, ihr Heiligſtes unverſehrt erhalten, wenn man ihnen nur die althergebrachten Biergläſer mit Deckeln und runde Hoſtien läßt. Die Glücklichen! Sehen Sie, wie ſie triumphiren! Ihre Revolution iſt gelungen und der Mann des Volkes, den Sie dort auf dem Balkon zu der begeiſterten Menge ſprechen ſehen, ſchließt ſeine Rede mit folgenden Worten: „ſo trage denn die Geſchichte mit ihrem erhabenen Griffel in das Tagebuch der Ewigkeit den ewig denkwürdigen Tag ein, an welchem wir unſer Herzblut vergoſſen und nicht umſonſt vergoſſen haben für die höchſten Güter, welche dem ſterblichen Auge winken als

himmliſcher Preis des irdiſchen Strebens! Sie zeichne die Begeiſterung auf, welche uns erfüllt, ſie zeichne die Aufopferung auf, mit welcher wir für das heilige Recht der Vorfahren geſtritten, ſie zeichne die Treue auf, mit welcher wir dabei am angeſtammten Herrſcherhaus feſtgehalten, ſie zeichne zur Einleitung einer neuen Epoche die hohen Güter auf, welche wir im Dienſt der Menſchheit für immer errungen haben. Denkt euch unſere Biergläſer ohne Deckel, denkt euch die Hoſtien in der hölliſchen Geſtalt des Vierecks! Nein, wir hätten es nie, nimmermehr ertragen, die Schmach würde uns erdrückt haben. Doch freuen wir uns jetzt der glücklichen Zukunft, die uns winkt, und zum Beweis, ihr Brüder, daß ihr unſer Glück vollſtändig zu würdigen wißt, ſtimmt mit mir ein in den Ausdruck des Gefühls, das in mir gährt und aufhüpft, wie der göttliche Geiſt des Biers in der friſchgefüllten Tonne: hoch lebe unſer heißgeliebter König Radiſius, unter deſſen erhabenem Szepter wir fortan in alle Ewigkeit Bier aus bedeckelten Gläſern trinken und runde Hoſtien zu uns nehmen können!"

Sie ſehen, meine Freundinn, Alles, was lebt, ſtimmt ein in den begeiſterten Ruf. Sogar den

Todten gibt er Leben. Sehen Sie dort nicht an der Straßenecke ein weißes Frauenzimmer zu Boden ſtürzen? Es iſt eine marmorne Büſte der Freiheit, welche in Ohnmacht fällt vor lauter —

Sechſtes Bild.

Direktor: Zum Schluß noch ein ſehr ſchönes Bild. Ein Luſtſchloß des Königs von X.

Ich: Des Sultans von X., wollten Sie ſagen. Meine Freundinn, der Herr Direktor mögte Ihnen einbilden, daß zwiſchen einem König von X. und einem Sultan von Konſtantinopel ein Unterſchied ſei. Es iſt der Unterſchied zwiſchen einem Alligator und einem Krokodil. Uebrigens merkt man unſerm Herrn Direktor an, daß er ein guter Teutſcher iſt. Unter ſeinen ſechs Bildern, welche uns die „Natur und die Menſchheit in der Auswahl" vorführen, haben fünf mit Königen, Kaiſern und Sultanen zu thun. Ja, wenn wir genau zuſehen, ſo entdecken wir auf dem ſechſten auch noch ein gekröntes Haupt, vielleicht den Kaiſer des Meeres, den Haifiſch.

Doch nun, Anadyomene, laſſen Sie uns dies Luſtſchloß etwas näher betrachten. Wie reizend es ſich auf der kleinen Inſel erhebt, welche vor der romantiſchen, üppig bewaldeten Felsküſte wie

ein Brautſchmuck an dem Buſen der See prangt! Welch ein milder, blauer, wollüſtiger Himmel! Welche trauliche, geſicherte Einſamkeit! Kein Weſen ringsum, kein Schiff, kein Kahn, kein Ruheſtörer, kein Verfolger! Nur dort in der kleinen Bucht die zierliche Gondel, welche nach der Liebe rathen läßt, die ſich eben in dieſe Einſamkeit geſtohlen hat. Wahrlich, Anadyomene, dieſes träumende Schloß mit ſeinem geheimnißvollen Bau muß ein Aſyl der Liebe ſein. Dorthin ſich zu ſtehlen in zärtlichem Einverſtändniß, dort verſchollen zu ſein in einſamer Seligkeit, in jenen traulichen Gemächern ſich zu verſtecken, in dieſen Gebüſchen zu träumen, in jenen Grotten zu ruhen, auf dieſen Wellen ſich zu ſchaukeln — wer vermag die Freuden auszudenken, deren Paradies dieſe Inſel ſein muß!

Und doch, Anadyomene, auf dieſer ſchönen, ſtillen Liebesinſel brütet der Ekel und der Fluch! Dort wohnt nicht die Liebe, dort wohnt das Laſter, denn die Liebe, welche in dieſer Einſamkeit ſchwelgt, iſt die Liebe von Despoten. Glauben Sie, daß ein Despot lieben könne? Nur wer den Menſchen achtet, kann den Menſchen lieben, und nur Der achtet ihn, der ihn frei wiſſen will, und nur

Der will ihn frei wiſſen, der ihn ſich gleichſtellt. Wer ſich als ein bevorzugtes Weſen von den übrigen Menſchen abſondert, iſt ihr Feind; wer ſich als Herrn und die Andern als Diener betrachtet, der gebraucht die Menſchen nur als verächtliches Werkzeug des roheſten Egoismus. Ein Despot kann keinen Freund, ſondern nur Höflinge haben; eben ſo kann er keine Geliebte, er kann nur Maitreſſen haben, und Maitreſſe eines Fürſten zu ſein iſt ſchmachvoller, als Kebsweib eines Bettlers zu ſein. O könnte man, nachdem die Ehrloſigkeit der Männer unheilbar geworden, wenigſtens die Menſchenwürde der Weiber ſicher ſtellen, könnte man ihre Herzen mit kochendem Abſcheu vor der Erniedrigung erfüllen, als Buhlerinnen in den Armen eines Menſchenverächters zu liegen! Buhlt doch keine Taube nach der Umarmung des Habichts, und iſt etwa zwiſchen der Taube und dem Habicht ein größerer Unterſchied, als zwiſchen einem edlen Weibe und einem aus der Menſchheit herausgetretenen Gewaltweſen? Fliehen ſollte Alles, was Schönheit zu verſchenken und Zärtlichkeit auszutauſchen hat, vor dieſen herzloſen Lüſtlingen, welche das herrlichſte Weib nur betrachten können wie eine käufliche Frucht, deren

Schale ſie unter die Füße treten, wenn ſie das Herz verzehrt haben. Einſam ſollten ſie daſtehen in der Liebe, wie ſie einſam daſtehen wollen in den Rechten, und ſelbſt kein Auswurf der Bordelle, die ſie bevölkert haben, möge ſich mehr ihrer allerhöchſten Brunſt erbarmen!

Blicken Sie dieſes Schloß noch einmal an! Erſcheint es Ihnen noch im Schimmer der Freude? Seine Abgeſchiedenheit wird jetzt zum Gefängniß, ſeine Einſamkeit wird Tod. Wie manches Weib, von dem geiſtloſen Prunk der fürſtlichen Stellung beſtochen, von den geübten Lügen der höfiſchen Verführung betrogen, mag dort ſeine Erniedrigung gefeiert und den Wurm des Verderbens in ſein Herz aufgenommen haben! Wie manche Unſchuld, wie manches Glück mag dort durch die Mittel der Gewalt, der Intrigue, der Schlechtigkeit den krankhaften Begierden entnervter Lüſtlinge geopfert worden ſein! Ja, meine Freundinn, Sie werden Ihrer Phantaſie keinen Vorwurf der Ungerechtigkeit zu machen haben, wenn Sie auf dem Boden des Meers, das ſo unſchuldig und traulich ſich um dieſe ſtille Inſel ſchmiegt, die verſenkten Leichen von Unglücklichen ſehen, welche der geſättigten Luſt unbequem geworden und nicht mit glei-

cher Gefügigkeit dem Ueberdruß weichen konnten, womit ſie der Begierde gefolgt waren.

Anadyomene, wie kann dein Geſchlecht ſich noch preisgeben den entarteten Trägern der Gewalt! Gibt es keine Männer, keine Menſchen mehr, denen ihr eure Liebe ſchenken könnt? Müßt ihr ſie wegwerfen an die Unmenſchen und Popanze? Die ſogenannten Männer mögten mit dem Zwang der Gewalt ihre Entwürdigung entſchuldigen; aber iſt es auch Zwang, was euch Weiber entwürdigt? Wird eure Liebe von der Polizei gefodert, wie der Gehorſam der Männer? Kommt doch endlich in der Macht eurer Liebenswürdigkeit zum Selbſtgefühl und Bewußtſein und fragt, ehe ihr eure Liebe verſchenkt, nach der Würdigkeit Deſſen, der ſie fodert. Anadyomene, ich erhebe dich auf den Thron! Ich theile dir die Rolle der Beglückerinn zu. Hauſire nicht mehr um deinen See, hauſire durch die Welt und klopfe an den Thüren der Freien an und der Despoten. Wer ein freies Herz im Buſen trägt, den belohne mit deinem beſeligenden Kuß und in der Bruſt der Despoten zünde die Hölle hoffnungsloſer Leidenſchaft an. Ja, Anadyomene, „gehe hin in alle Welt und lehre,“ lehre die Liebe, die ſtolze Liebe, die Liebe,

welche der Preis der Freiheit iſt. Entflamme dein Geſchlecht! Begeiſtere es mit den Gedanken der Freiheit! Ja, ihr Weiber, ihr müßt uns helfen die Freiheit erringen! Wenn ihr bedächtet, daß die Zeit eures wahren Glückes und eurer wahren Ehre nur mit dem Morgen der Freiheit anbrechen wird, ihr würdet eifriger nach ihr ringen, als die Männer, welche, ſo lang ihr Weiber noch vorhanden ſeid, ihren elenden Troſt darin zu finden ſcheinen, daß ſie, ſelbſt Sklaven der Despoten, wenigſtens Gebieter von — Sklavinnen ſind!

Anadyomene hatte meinen Deklamationen ſehr aufmerkſam und nachdenklich zugehört. Der Herr Direktor und ſeine Ehehälfte langweilten ſich bis zum Gähnen und mehrere Male ließ mich der gähnende Berg Sentis in einen Krater hinabſehen, welcher zu dem Bild der italieniſchen Liebesinſel eine ganz veſuviſche Staffage bildete. Es wurde Zeit, daß ich ein anderes Thema auf die Beine brachte. Ich lud daher die Geſellſchaft ein, ein Glas Wein mit mir zu trinken und bat die Frau Direktorinn, die Ehre des Hauſes wahrzunehmen. Ihr Geſicht ſtralte in neuem Glanz bei dieſer angenehmen Ueberraſchung und in wenig Minuten

hatte ſie ein kleines Gelag arrangirt. Sie bediente uns mit beſtem „alten“ und vergaß zugleich nicht, für die Damen einige Süßigkeiten zu beſorgen. So ſaßen wir denn in maleriſcher Gruppirung um den Tiſch und ließen die Funken unſerer Geiſter umherſprühen. Der Herr Direktor war, als ich ihm einige Male hinter einander aus der breithalſigen großen Flaſche eingeſchenkt hatte, die Geſprächigkeit ſelbſt geworden und begann ſeinen reichen Anekdotenſchatz zu leeren. Später fiel mir auf, daß er von Zeit zu Zeit verſchwand und nach einer Minute immer wieder hinter ſeinem Glaſe ſaß. Als ich dem Geheimniß nachforſchte, ergab es ſich, daß er zwei Fliegen mit einer Klappe ſchlug, indem er abwechſelnd in die Wirthsſtube hinunter lief, um die Gäſte zur Beſichtigung ſeines Panorama zu haranguiren. „Hier iſt zu ſehen das große Panorama, oder Auswahl der Natur und der Menſchheit.“ So war er fortwährend in Aktivität, oben dem Glaſe zuſprechend und unten den Gäſten. Glücklicher Weiſe fand ſich kein Publikum ein, uns zu ſtören. Die arme Anadyomene, deren ſchöne Lippen lange kein Wein benetzt haben mogte, ließ ſich auf mein Zureden den „alten“ ebenfalls wohl ſchmecken. Ihre Wangen

färbten ſich mit dem blühendſten Roth und ihre Augen blitzten in lodernder Munterkeit. Ihre Laune wagte ſich immer kecker hervor und ſie half mir redlich den Berg Sentis mit Gloſſen überſchütten. Sie war noch weit reizender als zuvor, ſo daß ich mich nicht enthalten konnte, meine Bewunderung ihrer Schönheit offen an den Tag zu legen.

Die Frau Direktorinn oder die Frau Sentis, deren Theilnahme am Diskurs ſich bis dahin faſt nur auf Lachen und Trinken beſchränkt hatte, wurde bei meinen Bemerkungen über Schönheit von gewaltigen Seufzereruptionen heimgeſucht, überzog die räucherigen Speckſeiten ihres Geſichts mit dem Flor tiefer Schwermuth und brach dann in die erſchütternden Worte aus: „Ach, Schönheit! Auch ich habe meine Zeiten gehabt! Als ich noch jung war, ſprachen mehr Leute mit mir, als jetzt, und keine geringe! Uebrigens kommt ſehr viel auf den Anzug an, und heute" — bei dieſen Worten ſah ſie auf ihren Buſen und lächelte verführeriſch-anmuthig. Anadyomene und ich (der Herr Direktor war eben in der Wirthsſtube) platzten in ein ſchallendes Gelächter aus, worein die Direktorinn einſtimmte, als ich den Berg Sentis in

einer ganz neuen Applikation wieder zur Sprache brachte. Dann ergriff ſie ihr Glas und ſchlug vor, auf meine Geſundheit zu trinken. „Wir wollen den artigen Herrn leben laſſen, der uns ſo viel Ehre erweiſ't und — ſetzte ſie mit einer kuppleriſchen Hindeutung auf Anadyomene hinzu — und Ihnen gewiß noch viel Ehre erweiſen wird!“

Anadyomene verſtand den Wink nicht und trank unbefangen auf meine Geſundheit. Mir aber hatte die Kupplerfratze, welche ich plötzlich durch die Züge der Alten hervorgrinſen ſah, großen Ekel verurſacht. Nicht als hätte ſich durch ihre Zumuthung meine Tugendhaftigkeit empört gefühlt, denn ich würde es ſogar für eine Beleidigung gehalten haben, wenn man mir an der Seite der ſchönen Anadyomene eine tugendhafte Unempfindlichkeit zugetraut hätte; aber daß ſich zwiſchen dieß ſchöne, unbefangene Weib und mich jener alte Zigeunerpudel als Kuppler zu drängen und die vorausgeſetzten Möglichkeiten unſeres nur von der ordinairſten Seite aufgefaßten Verhältniſſes durch ihre ſklavenhaften Begriffe von „Ehrerweiſung“ zu entwürdigen begann, dieß war durchaus geeignet, auch einem Abgehärteten die Stimmung zu verderben. Ich erwiederte den Toaſt der Alten

mit einem Toaſt auf Anadyomene, „welche allein an dieſem Abend Ehren erweiſe, indem ſie ſogar in Geſellſchaft von Leuten ſitze, die nicht werth ſeien, ihr die Schuhriemen aufzulöſen.“

Die Alte meinte, ich ſei gar zu beſcheiden, und verleitete durch dieß naive Mißverſtändniß auch Anadyomene, meine Worte für eine ihr erwieſene Schmeichelei zu halten. Ich wurde dadurch genöthigt, noch einen dritten Toaſt folgen zu laſſen, worin ich das gute Gewiſſen der Frau Direktorinn leben ließ.

Die Frau Direktorinn und meine Uhr hatten mich an die Poſt erinnert. Ich nahm alſo Abſchied, und zwar möglichſt kurzen, obſchon Anadyomene deutlich genug verrieth, daß es ihr nicht um das Abſchiednehmen zu thun war. Ich nahm ſie bei Seite, drückte ihre Hand und flüſterte ihr etwas in's Ohr. Was war es? Ich verrathe es nicht. Wenn mich aber Jemand auf's Gewiſſen fragt, ob ich nichts Weiteres zu geſtehen habe, ſo antworte ich: ich habe es mit keinem Wort veranlaßt, daß, als ich die Treppe hinunter war, Anadyomene mir bis vor die Hausthüre nachgeſchlichen kam, ſich mir um den Hals warf, mir einen brennenden Kuß auf die Lippen

drückte, dann in großer Bewegung ſich losriß und verſchwand. Bis jetzt habe ich ſie nicht wiedergeſehen.

Ich war der einzige Paſſagier und konnte mich im Poſtwagen ungeſtört den nächtlichen Reiſebetrachtungen überlaſſen. Nach einer Weile wurde die Thätigkeit meiner Phantaſie plötzlich unterbrochen, indem mir Jemand auf die rechte Schulter klopfte und ſich eine Frauenſtimme neben mir vernehmen ließ. War es Anadyomene? Ich konnte es in der Dunkelheit nicht entſcheiden, doch errathe man es aus folgender Anrede:

„Du glaubſt heute Abend einen Spaß erlebt zu haben; denkſt du auch an den Ernſt? Wenn es dir vielleicht keine Qual verurſacht, ohne jenes Weib zu ſein; wird es auch ihr keine Qual verurſachen, fortan ohne dich zu ſein? Deine Welt iſt reicher, als die ihrige, und an deinem Geiſt gehen hundert Gedanken und Erſcheinungen vorüber, welche die Erſcheinung der armen Anadyomene verdrängen können; aber biſt du in ihrer Welt nicht als eine Erſcheinung aufgetaucht, welche dieſelbe ganz auszufüllen im Stande iſt? Hinterläſſeſt du ihr jetzt nicht die Qualen einer tödtenden Leere? Hat je ein Mann deiner Art dem armen Weibe ſo viel Aufmerkſamkeit und Freund-

lichkeit bewieſen, und jetzt ſtürzeſt du ſie plötzlich zurück in die alte Verlaſſenheit? Haſt du nicht unerwartet ihre Phantaſie mit Bildern überwältigt, welche eine Umwälzung in ihrer ganzen Gedankenwelt hervorbringen können? Wenn ihr jetzt ihre Lage völlig unerträglich geworden, wenn es ſie jetzt nach einer unbeſtimmten Aenderung drängt, wenn ſie neue Wünſche, neue Anſprüche, neue Hoffnungen kennen gelernt hat und wenn die Nichtbefriedigung ſie doppelt unglücklich macht — wer trägt die Schuld? Hat nicht ihre Aufregung es deutlich genug ausgeſprochen, daß du ihr eine Zukunft eröffnet haſt, die du nicht verwirklichen kannſt? Haſt du nicht ihre Phantaſie erhitzt und biſt du dabei deſſen eingedenk geweſen, was dir einſt ein Weib erklärt hat, welches der Anadyomene an Schönheit nichts nachgab und geiſtvoller war, als ſie, „daß nämlich die Phantaſie beim Weibe die offene Thüre des Herzens ſey?“ Wenn du durch dieſe Thüre in das Herz der Wehrloſen auch nicht den Brand hineingeworfen haſt, um es brennen zu ſehen, mußteſt du nicht die Folgen voraus berechnen und die ganze Szene vermeiden? Haſt du nicht in der Meinung, der Armen und dir einen heitern Abend zu bereiten, ein leicht-

fertiges Spiel mit ihr getrieben? Weißt du nicht, daß es unter den gegenwärtigen Geſellſchaftsverhältniſſen mitunter grauſam ſein kann, menſchlich zu ſein? Du haſt ihr verrathen, daß ſie ſchön iſt; wer erkennt ihre Schönheit an? Du haſt ihr gezeigt, daß ſie Theilnahme verdient; wer beweiſ't ihr Theilnahme? Du haſt ihr geſagt, daß ſie glücklich ſein müſſe; wer macht ſie glücklich? Früher hat ſie ſich gefügt in ihr Schickſal, weil ihr Niemand den Glauben an die Möglichkeit einer Beſſerung verrathen, ſie hat als Frau und Mutter mehr als ihre Pflichten erfüllt und in dieſer Pflichterfüllung ſich an ihr Unglück gewöhnt; wer bürgt ihr dafür, daß ſie ſich noch länger daran gewöhnen könne, daß nicht ihre Jugend alle ihre Rechte geltend machen, ſie zur Empörung gegen ihr Loos treiben und aus einem alltäglichen Unglück ein tragiſches machen werde?“

Meine Dame, antwortete ich, wir ſind Landsleute; ich erkenne das an Ihrer Antipathie gegen die Revolution und an Ihrer Neigung, das Unrecht zu konſerviren, weil das Recht nicht, wie das Unrecht, ohne Geburtsſchmerzen in die Welt kommen kann.

Doch die Unbekannte ließ ſich in ihrem Ser-

mon nicht ſtören und fuhr fort: „Es gibt noch andre Bedenken, welche deine Phantaſie beunruhigen können, ſollteſt du durch meine Worte etwa eitel geworden ſein. Du glaubſt, eine poetiſche Situation erlebt, gleichſam poetiſche Studien gemacht zu haben, und deine Eitelkeit bildet dir vielleicht ein, die Zuneigung, welche du dem armen Weibe eingeflößt haſt, komme blos auf Rechnung deiner Perſönlichkeit und deiner tollhäusleriſchen Phantaſien. Beneidenswerther Triumph! Würdeſt du denſelben Eindruck gemacht haben, wenn du ohne Geld und in der Kleidung eines Handwerkers erſchienen wärſt? Iſt es nicht zum größten Theil die Ueberlegenheit deiner äußern Stellung, der Anſtrich eines „vornehmeren Standes," wodurch du der an Armuth, Entbehrung, Beſchränkung, Zurückſetzung und Erniedrigung gewöhnten Frau im Augenblick einer generöſen Laune imponirt haſt? Hätte nicht jeder Voyageur oder Fabrikant dieſelbe Wirkung hervorbringen können? Wo bleibt alſo auch das, was du auf die Rechnung poetiſcher Menſchlichkeit, und wo bleibt das, was du auf Rechnung menſchlicher Freiheit ſchreiben mögteſt? War es nicht vielmehr die arme Sklavinn, als das freie Weib, das ſich dir anvertraut und an den Hals geworfen hat?"

Die zudringliche Predigt begann mich ſehr zu langweilen. Ich bemerkte daher der Dame, der Kondukteur habe mir verſichert, daß ich allein reiſe; hätte ſie nicht einen ſo ungemeinen Scharfblick an den Tag gelegt, ſo würde ich annehmen müſſen, daß ſie ein blinder Paſſagier ſei.

Doch auch dieß ſtörte die Predigerinn nicht und ſie nahm ihren Faden von Neuem auf: „Du bildeſt dir ein, an dieſem armen Weibe die Menſchenwürde geachtet und das Prinzip der Gleichheit zur Geltung gebracht zu haben. Sprich, würdeſt du gegen eine Dame von Stand dich auf die nämliche Weiſe benommen haben, wie gegen dieſe Frau eines Handwerkers? Haſt du es nicht von vorn herein gewiſſermaßen als eine Pflicht derſelben angeſehen, ſich auf deine Einfälle einzulaſſen, dir gleichſam als Werkzeug deiner Laune zu dienen? Haſt du ſie nicht mit einem geſellſchaftlichen Ueberlegenheitsgefühl behandelt, das du an „Höheren" höchlich getadelt haben würdeſt? Haſt du nicht ihre Reize mit einer anmaßenden Ungenirtheit gemuſtert, wie ein Sultan? Haſt du nicht pſychologiſch mit ihr experimentirt? Doch noch mehr. Haſt du auch bedacht, daß die ſchöne Anadyomene eines Andern Weib iſt? Wo bleibt

dein Gleichheitsprinzip? Wäre ſie dein, mit welcher Miene würdeſt du es anſehen, wenn ein Anderer ihre Schönheit unterſuchte und die volle Freiheit, ihr Intereſſe einzuflößen, ausüben wollte? Würdeſt du nicht jeden Blick eines ſolchen Experimentators für ein Verbrechen an ihrer Würde, und nicht jede Liberalität, mittelſt welcher ſie ſelbſt den Verkehr mit ihrer Liebenswürdigkeit geſtattete, für ein Verbrechen an ihrer Pflicht der Selbſtachtung erklären? Verringert etwa die größere Unempfindlichkeit, die du ihrem Mann zutrauen magſt, die Unrechtmäßigkeit deiner Eingriffe? Fühlſt du jetzt nicht, du Schutzredner der Vagabunden, daß dein Fuß auf dem Weg der Verwirrung aller moraliſchen Begriffe ſteht? Hüte dich, hüte dich, daß du nicht auch in der moraliſchen Welt ein Vagabunde wirſt!“

Langweilige Perſon, ſchrie ich das Frauenzimmer an, wäre Ihre Predigt ſo poetiſch, wie ſie philiſtrös, und ſo neu, wie ſie dumm iſt, ſo würde ich aus Rückſicht auf Ihr Geſchlecht mich wenigſtens zwingen, ſie bis zu Ende zu hören. Jetzt aber ſetze ich alle Galanterie an die Seite und kündige Ihnen an, daß ich, Sie mögen Ihren Platz bezahlt haben oder nicht, Sie

ganz unmoraliſch aus dem Wagen werfen werde, wenn Sie nochmals den Mund aufthun.

Das wirkte. Doch wer war die Dame? War es Anadyomene? Es war ein ſehr bekanntes Frauenzimmer, die Harpyie der Poeſie, die Schweſter der Furcht, die Mutter des Katzenjammers, die Schutzgöttinn der alten Jungfern, das Ideal der Philiſter (welche hiermit gebeten werden, mich mißzuverſtehen), mit einem Wort, es war die Frau — Moral.

Als die Dame zur Rechten zum Schweigen gebracht war, klopfte es mir auf die linke Schulter und eine ſüße Stimme ſprach: „Thörichter Freund, fürchteteſt du denn, nur heute Abend fahre die Poſt nach dem „frohmüthigen" Zürich? Vergebens habe ich dir nachgeblickt: ach! das Rad des Poſtwagens wie das Rad der Zeit hemmt kein Blick und kein Seufzer. Ich habe in dir meinen Lehrer gefunden und mich ſelbſt haſt du zur Lehrerin eingeſetzt, aber ach! wo iſt meine Schule, wo ſind meine Schüler?"

Ich erkannte das Echo von Anadyomenens Stimme und ſeufzte, wie aus Reue über meine große — Ungeſchicklichkeit.

Epilog an Anadyomene.

Arme Anadyomene, dein Lehrer wird dich lange nicht, vielleicht niemals wiederſehen. Seit jenem heitern Abend hat ſich wieder Manches geändert und es winkt mir jetzt eine andere Anadyomene, die das Herz noch mächtiger treibt und anzieht, als du. Sie iſt ein ſtolzes Weib, das über eine halbe Erde gebietet, und ihr Gebot iſt ſo viel mächtiger, denn das deine, als ihr Reich größer iſt, denn dein Bodenſee. Sie iſt nicht freundlich wie du, ſondern ſie blickt ernſt und düſter; ſie liebt nicht wie du, ſondern ſie ſtreitet und haßt. Und dieſer haſſenden Schönen ſoll ich folgen über das Meer? Ja, ich will und ich muß. Doch ſei unbeſorgt; fürchte nicht, daß ich als ein Prieſter des Haſſes aus den Umarmungen deiner großen Nebenbuhlerinn hervorgehen werde. Sie haßt nur, weil ſie liebt, ja ſie liebt auch dich; ihr Haß gilt nur den Haſſenden, gilt nur

den Feinden wahrer Liebe, denn nur die Freiheit kennt eine wahre Liebe. Wenn das ſtolze Weib, deſſen Herz von verhaltener Liebe, deren Angeſicht von edlem Haſſe glüht, ihren Kampf ausgekämpft und unſre Feinde vernichtet hat, dann erſt wird ſich ihre Miene aufheitern in freundlichem Wohlwollen und ſie wird dir die Hand reichen als deine zärtliche Schweſter. Bis dahin, Anadyomene, mußt du dich mit Hoffnungen tröſten und verlaſſen harren einer ſchöneren Zeit. Ich fodre dich nicht auf, mitzuziehen über das Meer und deine Schweſter zu begrüßen. Sie würde von dir fodern, was du ihr nicht zu gewähren vermögteſt, ſie würde dich auffodern zu haſſen. Ihr teutſchen Weiber ſeid nicht geſchaffen für den Haß und eure Männer ſind zu ſchlaff dazu. Wohlan, könnt ihr nicht haſſen, ſo enthaltet euch wenigſtens, zu lieben. Entſchließt euch und verſchwört euch, mit eurem Kuß und eurer Umarmung keinen Sklaven mehr zu beglücken und keinen Despoten, und findet ihr keine Männer, die frei ſind, ſo liebt mindeſtens nur ſolche, die es werden wollen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS